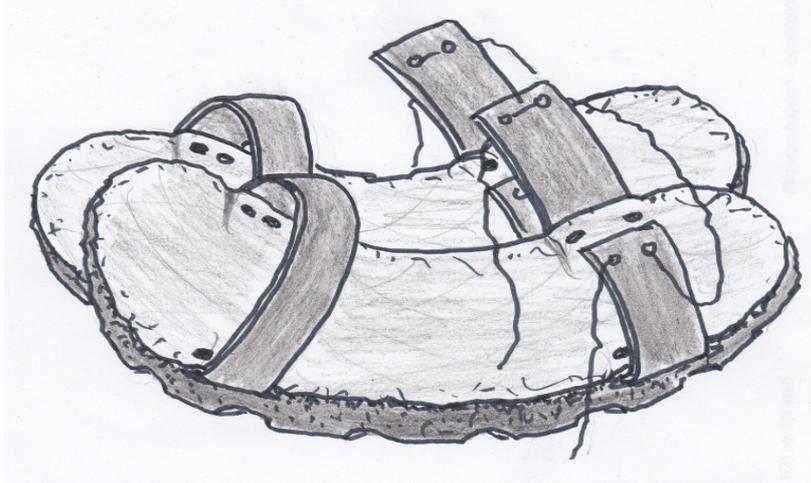


Sandalen aus Autoreifen



Wie ich als Kind den Krieg und die Nachkriegszeit in Alf an der Mosel erlebte.

Emil Boemer (geb. 1934)



Vorwort.

Die heutigen Medien zeigen uns immer wieder, welchen Nöten Kinder in den Kriegsgebieten auf der ganzen Welt ausgesetzt sind.

Sie erinnern mich an die Zeit meiner eigenen Kindheit in den Wirren während und nach dem 2. Weltkrieg. Ich will mich nicht beklagen, weil ich weiß, dass es anderen Kindern noch viel, viel schlechter ging und auch heute noch schlechter geht, möchte aber in Rückbesinnung meinen Kindern und Enkelkindern erzählen wie es mir ergangen ist. Ich schreibe das auf, wie ich das als Kind gesehen habe, so dass ich eventuell auftretende wichtige Fragen wahrscheinlich nicht beantworten könnte.

Leider gibt es kaum Fotos aus dieser Zeit.

Aus dem Inhalt:

Meine Familie	Seite 3
Der Krieg	Seite 3 bis 20
Der Verkehr	Seite 20 bis 22
Die Schule	Seite 22 bis 24
Die Kirche	Seite 24 bis 26
Die Kleidung	Seite 26 bis 28
Die Ernährung	Seite 28 bis 34
Die Freizeit und Spiele	Seite 34 bis 37
Das Hochwasser	Seite 37 bis 40
Nachwort	Seite 40 bis 41

Meine Familie.

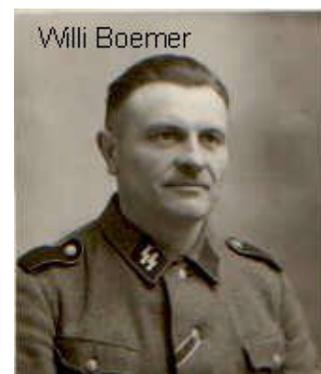
Ich bin 1934 geboren. Mit meinen beiden Schwestern, Gertrud (geb. 1931) und Edith (geb. 1938) und einem wunderbaren Elternpaar, das sich gut miteinander verstand, (Papa und Mama beide geb. 1902), lebte ich in einer glücklichen Familie in Alf an der Mosel. Leider wurde unser Glück gestört, als Papa bereits 1938 als Post- Omnibus-Fahrer eingezogen



wurde, um am Westwall die Bautrupps aus ihren Quartieren zu den Baustellen der Panzersperren zu fahren. Dies war der Anfang einer siebenjährigen Zeit, wo wir unsern Papa nur in den wenigen Urlaubstagen bei uns hatten und in den darauffolgenden zwei Jahren französischer Kriegsgefangenschaft gar nicht sahen. Damit übernahm Mama die Aufgaben, für unsere Erziehung, Nahrung, Kleidung, Brennmaterial zu sorgen und Haus und Garten zu pflegen. Wir Kinder wurden, soweit es mit unseren Kräften möglich war, in die Aufgabe mit einbezogen. Ich muß erwähnen, daß es anderen Familien nicht besser ging.

Der Krieg.

Am Westwall (1938) ging es für Papa, der gerade erst 36 Jahre alt war, noch einigermaßen ruhig und geordnet zu. Dann aber begann der eigentliche Krieg, und er wurde zum Militärdienst eingezogen. Der damalige Postminister Ohnesorg hatte Adolf Hitler zum Geburtstag 5000 Postler für die Waffen- SS geschenkt. Die Waffen- SS stand in einem sehr schlechten, Menschen-verachtenden Ruf. Papa gelang es die



Bestätigung für einen freiwilligen Eintritt nicht zu unterschreiben, und er konnte verhindern, dass man ihm das dazugehörige Blutzeichen unter den Arm brannte. Nach einer kurzen Zeit in Berlin wurde er als LKW-Fahrer bei der Organisation TOT eingesetzt, die nach der Besetzung von Belgien und Frankreich, an der Atlantikküste und an der Mittelmeerküste, Bunker und Abwehrstellungen baute. Partisanenkämpfe und Angriffe alliierter Flugzeuge waren dort noch lange an der Tagesordnung, so dass wir viel um ihn bangen mussten.

Durch Alf zogen immer wieder ganze Kompanien Soldaten moselaufwärts in Richtung Frankreich. Anfangs waren das noch viele mit Pferdegespannen, auf denen wir Kinder ab und zu mal mit reiten durften, später waren sie meistens zu Fuß unterwegs. Dann ging ein Quartiermacher durch den Ort, der für 80 bis 100 Mann für eine Nacht Quartier machen musste. Wir rückten in unseren Wohnungen zusammen und nahmen sie gerne auf, mit dem Bewusstsein, dass auch unseren Angehörigen draußen Gleiches geschieht. Manchmal durfte ich mit ihren Karabinern mal (ohne Munition) zielen und schießen.

Wir Jungens wollten doch alle Soldat werden! Oh ja, das war wirklich unser Ziel. Dafür sorgte Hitlers Öffentlichkeitsarbeit. Für die Jungen wurde die „HJ“ (Hitlerjugend) und für die Mädchen der „BDM“ (Bund Deutscher Mädchen) ins Leben gerufen. Dort trug man Uniformen, die Jungen sogar ein Fahrtenmesser, man sang sehr viel, es gab Gruppenstunden, Bastel Abende und was besonders zählte: Zeltlager. Ich weiß nicht mehr, ob Gertrud noch in den BDM kam. Eine Uniform hatte sie mit Sicherheit noch nicht. Ich kam noch soeben ins Jungvolk der HJ. Ein oder zweimal marschierten wir noch singend mit einem Trommler vorne auf, im sogenannten Fähnlein, durchs Dorf. Dann war damit Schluss, und in den Wirren der kommenden Wochen erlosch auch der Wunsch nach Uniformen und Soldatenspielen gänzlich.

Während sich der Krieg nach Osten ausbreitete, wurde das Leben in Deutschland immer schwieriger. Zur Ernährung wurden Lebensmittelmarken für jede einzelne Person eingeführt, und Heizmaterial, wie Kohlen, Brikets oder Gas, rationalisiert. Aber die Propagandamaschine für das „Glorreiche Deutschland“ wurde auf Turen gebracht. Zeitungen und Radios berichteten zwar täglich über große Errungenschaften auf dem Weg nach Osten, über neue Ritterkreuzträger, über gefangene Feinde, über abgeschossene feindliche Flugzeuge und versenkte Kriegsschiffe. Über die vielen Verluste insbesondere gefallener deutscher Soldaten, wurde nicht berichtet. Das blieb aber nicht verborgen weil laufend Gefallenen- oder Vermissten- Meldungen für Männer

unseres Dorfes oder in den Nachbardörfern ankamen. Auf Umwegen hörte man Schreckliches über den Russlandfeldzug, und wir waren froh, daß Papa wenigstens nicht an der Ostfront war. Für uns war Russland der Inbegriff für unerträgliche Kälte bei Schnee und Eis im Winter und fast undurchdringbarer Matsch und Sumpf im Frühjahr. Zudem wurden uns die Russen als unsere schlimmsten Feinde, so negativ dargestellt, als seien sie halb Mensch und halb Tier.

Dann begann auch der zerstörende Krieg in Deutschland, in der „Heimat“. Die Städte wurden zerbombt. Während zunächst die Industrie das Ziel der Bomberdements war, ging es später auch um die Zerstörung der Moral und schließlich auch der Menschen. Die Städter verließen, wenn möglich, ihre Häuser und zogen aufs weniger gefährdete Land, oder schickten zumindest ihre Kinder dorthin. So kamen auch viele Flüchtende nach Alf. Wir glaubten zwar weniger gefährdet zu sein, ahnten aber nicht welche Bedeutung unsere Eisenbahnbrücke über die Mosel noch erringen sollte. In unregelmäßigen Abständen flogen Bomberverbände bei Tag und besonders bei Nacht über uns, um beispielsweise ihre Bombenfracht nach Frankfurt zu bringen.

Wenn wir beim Spielen im Dorf, am Alfbach, oder im Wald von herannahenden Bomberverbänden überrascht wurden, warfen wir uns, möglichst versteckt, flach auf den Boden um uns vor Bordwaffen oder Bombensplittern zu schützen.

Schon bald wurde unsere Tante Sanni, (Mamas Schwester), in Aachen ausgebombt. Wir nahmen sie bei uns auf und traten ihr zwei Zimmer aus unserer Wohnung ab. Wir brauchten für uns ja nur die Küche und ein Schlafzimmer. Ohne Papa genügten die drei Betten, in denen Mama und wir drei Kinder ausreichend Platz hatten. Irgendwann in 1944 kam dann auch noch Onkel Eduard, Tante Sannis Mann, der wegen Multiplexsklerose aus der Wehrmacht entlassen wurde, dazu. Er war Bahnpostler von Beruf, war aber auch handwerklich nicht ungeschickt. So arbeitete er, solange er sich noch halbwegs mit Krücken herum schleppen konnte, in einer Schusterwerkstatt im Dorf. Als sich später in den ersten Jahren nach dem Krieg sein Zustand verschlechterte, und er die ca 30 Treppenstufen von unserer Wohnung bis zur Straße nicht mehr schaffen konnte, habe ich, der ich trotz schlechter Ernährung ein bisschen kräftiger geworden war, (ich war 11 oder 12 J.) ihn dann auf dem Rücken jeweils herunter oder herauf getragen. Eine Zeitlang konnte er sich noch mit seinem 3- rädriigen, von Hand zu bewegenden Rollstuhl, auf der Straße

bewegen. Als Tante Sanni dann später auch noch einen Herzschlag erlitt, zogen die beiden in ein Altenheim nach Aachen, wo sie etwa 1958 starben.

Wir wurden alle in „Luftschutz“ ausgebildet. Jeder, auch die Schulkinder, bekam eine Gasmasken und wir lernten damit umzugehen. Es war schwer, sie über den Kopf zu ziehen, die Atmung unter der Maske war schwierig und die Verständigung mit anderen ebenfalls. Alle Fenster mussten bei Dunkelheit absolut lichtundurchlässig mit Decken abgedichtet werden. Zur Bekämpfung abgeworfener Brandbomben bekam jedes Haus auf Anordnung der Regierung eine Hand- Wasserpumpe, die neben einem, mit Wasser gefüllten Bottich, auf dem Speicher aufzustellen war. Es mussten geeignete Keller als Luftschutzräume hergerichtet werden. Bei uns war das der lange Raum unter der Eingangstreppe, der den Vorteil zweier Ausgänge bei eventueller Verschüttung nach Bombeneinschlag hatte.

In der Schule teilten wir in unserem Atlas die Seite der „Rheinprovinz“, in deren ungefähren Mitte Alf lag, in Quadranten ein. Alf lag auf P/Q 7. Wir sprachen von „Paula-Quelle-Sieben“. Im Radio, wir hatten einen kleinen „Volksempfänger“, konnten wir damit die Flugruten der feindlichen Bomberverbände verfolgen, und damit meistens schon, bevor die Sirenen heulten, uns mit unseren, stets mit den wichtigsten Sachen gefüllten Taschen, in den Keller begeben. Zunächst waren es ja nur Überflüge über Paula-Quelle-Sieben, bis auch unsere Moselbrücke deren Angriffsziel wurde. Man wollte damit den Eisenbahnverkehr von Kriegstransporten nach Frankreich unterbinden. Jetzt genügten unsere erbärmlichen Luftschutzkeller nicht mehr. Es mussten bombensichere Bunker hergerichtet werden. So wurde mit vereinten Kräften der alten und kranken Männer, der Frauen und Kinder hinter unserer Kirche ein Stollen in die Felswand gesprengt und ein zweiter in den Felsen hinter dem Krankenhaus. Peter Ludwig wurde einfach so zum Sprengmeister ernannt. Zum Dank bekam er einmal einen kleinen Teil der Sprengladung ins Gesicht, deren Spuren man auch nach dem Krieg immer noch sehen konnte. Die Stollen gingen im Halbkreis durch den Felsen um dadurch einen zweiten Ausgang zu haben, und hatten im Inneren einen, oder mehrere größere Räume. Zwei Bunker genügten aber noch nicht für die ca. 1200, Einwohner von Alf. Darum wurde auch der Weinkeller von Peter Jackel, der unter der hohen Felswand der Hill hindurch führte, als Luftschutzbunker freigegeben.

Wie oben erwähnt, standen in unserer Wohnung stets Taschen und Rucksäcke mit den wichtigsten Papieren, für jeden einige der Jahreszeit entsprechend

ausgewählte Kleidungsstücke und eine Notration zum Essen bereit. Jeder wusste was er im Bedarfsfalle mit in den Keller, oder Bunker zu schleppen hatte. Wenn dann in der Nacht die Sirene aufheulte, sprangen wir aus dem Bett, zogen uns flink an und stürmten hinaus. Gertrud war sehr ängstlich und immer als Erste fertig. Sie drängte uns alle zur Eile. Ich selbst war nicht so bange und wollte meist nicht aufstehen. Das ging natürlich nicht und Mama mußte mich ernsthaft antreiben. Einmal kam es zu einer Situation, für die ich mich heute noch schuldig fühle. Nachts Fliegeralarm, alle standen schon bepackt da, und weil ich vorsätzlich trödelte, fing Gertrud in panischer Angst zu weinen an. Mama wusste in ihrer Not nicht mehr recht weiter und schlug mir in ihrer Verzweiflung mit der Hand feste ins Gesicht, so dass mir das Blut aus der Nase spritzte. Darauf weinten wir alle vier und stürmten eilig in unseren Keller, wo die anderen Mieter bereits alle versammelt waren. Ich war damals 9 oder 10 Jahre.

Beim ersten Bombenabwurf auf unsere Moselbrücke wurden auch einige Häuser in Alf zerstört und es gab auch die ersten Toten. Fast in jedem Haus gingen Fensterscheiben zu Bruch und die Dächer wurden beschädigt. Es gab kein Fensterglas zu kaufen, daher wurden sie mit sogenanntem Drahtglas, das speziell dafür angeboten wurde, repariert. Drahtglas war nichts anderes, als eine Art Fliegendraht, der mit einer lichtdurchlässigen Kunststoffmasse überzogen war. Wenn die Dächer nicht allzu kaputt waren, stellte man Eimer oder Waschbottische unter, die man immer wieder ausschütten mußte, bis man irgendeine Möglichkeit des Abdichtens gefunden hatte.

Einmal, unser Haus stand mal wieder im Hochwasser, war für die Nacht mit Fliegeralarm zu rechnen. Weil wir aber keinen Kahn besaßen, und dadurch unser Haus nicht hätten verlassen können, sollten wir in einem höher gelegenen Nachbarhaus, auf alten Matratzen unter einem durchlöcherten Dach auf dem Dachboden schlafen. Der Fliegeralarm blieb zwar aus, aber ein starker ununterbrochener Regen platschte in die aufgestellten Bottische und wir mußten sie mehrmals leeren. Die Nacht verging ohne Schlaf.

Es sei hier mal erwähnt, daß die Zielgenauigkeit der Bomber, warscheinlich wegen der Moselberge, sehr ungenau war. Man sprach später von ca 2000 abgeworfenen Bomben, die meistens die Brücke verfehlten, und damit in der ganzen Umgebung nieder gingen, und große Schäden anrichteten.

Überall fanden wir Bombensplitter, so groß wie eine Handfläche, die wir sammeln und auf dem Schulhof als Schrott abliefern mussten.

Von den durchziehenden Bomberverbänden wurden massenweise Staniolstreifen, wir nannten sie „Lametter“, abgeworfen, mit denen die Flak (Fliegerabwehrkanonen) getäuscht werden sollten. Ich kann mich auch nur an ein einziges abgeschossenes Flugzeug erinnern, das hinter der Alfer Fabrick in einer Felswand nieder ging. Sie warfen auch Wurfzettel ab, auf denen, wie uns erklärt wurde, erlogene deutschlandfeindliche Informationen zu lesen waren. Solche Wurfzettel mussten wir in der Schule abliefern.

Die Angriffe kamen immer öfters, und als mal wieder unser Haus im Hochwasser stand, sind wir für ein paar Tage auf die Alfer Fabrick zu unserer Goth (Tante Änni) gezogen. Tagsüber, der Schulunterricht war ausgefallen, habe ich meistens in dem naheliegenden Wald Holz gehauen, um unsere Goth mit Brennmaterial zu versorgen. Wenn dann nachts die Sirene aufheulte, flüchteten wir in einen Tunnel unter dem felsigen Eselsberg, durch den ein Teil des von Bad Bertrich kommenden Üßbaches geleitet wurde. Dort war es sehr naß und kalt. Man hatte einfach über dem fließenden Wasser einen Holzsteg gebaut, worauf wir saßen, oder standen. Wenn uns dort etwas aus der Hand fiel, wurde es direkt von dem fließenden Bach weg gespült. Ich erinnere mich daran, wie Mama beim Stricken ein Wollknäuel herunter fiel und auf diese Weise verschwandt.

Ach ja, Brennholz war ja auch ein wichtiges Thema, weil wir es sowohl zum Kochen als auch zum Heizen brauchten. Neben der spärlichen Ration die wir über die Gemeinde bekamen ging ich immer wieder an der Mosel vorbei um Treibholz zu sammeln. Später wagte ich es sogar im Sternenberg, der zu Pünderich gehörte, mehrere bis zu 15 cm dicke Eichenbäume zu fällen, in tragbare Stücke zu schneiden und auf dem Rücken oder mit dem Heuwägelchen heim zu schleppen. Zum Glück wurde ich nie erwischt oder angezeigt.

Ich muss daran erinnern, dass das Holz, wenn es zersägt und klein geschlagen war, wegen des möglichen Hochwassers alles auf den Speicher hochgezogen werden musste. Dort lagerten dann für 4 Familien einige Tonnen Brennmaterial!

Papa hatte inzwischen den Posten eines Stützpunktleiters in Paris. Obwohl es nicht zulässig war, gelang es ihm zweimal sich selbst zum Wochenende einen Urlaubsschein für einen Tag auszustellen. Er fuhr dann in einer Nacht mit dem Zug nach Alf, blieb einen Tag bei uns, und fuhr nachts wieder nach Paris.

Weihnachten 1945 bekam er seinen letzten Urlaub. 2 Wochen! In dieser Zeit wurde wieder ein Angriff auf die Moselbrücke geflogen. Wir flüchteten in einen

Weinbergskeller, aber ohne Papa der sofort nachkommen wollte. Es war ein schrecklich lauter Angriff. Alles wackelte und wir ahnten gleich dass in unmittelbarer Nähe Bomben eingeschlagen waren. Da kam Papa total verdreckt in den Keller gestürzt und sagte alles läge in einer Staubwolke, unser Haus habe wohl einen Volltreffer. Nachdem die Sirene Entwarnung gegeben hatte, eilten wir raus und fanden unser Haus doch noch stehend. Die meisten Fenster waren zerstört, das Dach hatte große Löcher und in der Dachrinne hing ein kleiner Baum mit samt den Wurzeln. Keine 100 Meter hinter uns war eine Bombe in ein altes Haus eingeschlagen. Den Rest vom Urlaub hat Papa nur am Haus reparieren müssen.

Die Moselbrücke war nur leicht beschädigt, aber in weitem Umkreis gab es unzählige, viele metertiefe Bombentrichter in den Wäldern, Weinbergen, Wiesen, Gärten und Feldern. In unmittelbarer Nähe der Brücke waren noch weitere Häuser zerstört.

Es war für uns alle besonders schwer, als Papa nach diesem Urlaub wieder nach Frankreich zurück musste. Wir konnten stundenlang nur noch weinen, denn gerade in dieser Zeit gingen immer wieder neue Todesmeldungen von Alfer Soldaten ein. Papas Hinweis, dass der Krieg nun bald zu Ende sei, war nur ein kleiner Trost, aber er gab uns Hoffnung.

Wir erhielten nur noch einen oder zwei Briefe aus Frankreich und dann leider keine Nachricht mehr, bis er sich Monate später aus französischer Kriegsgefangenschaft meldete.

Bei einem weiteren Bombenangriff wurde die Moselbrücke so stark beschädigt, dass ein Verkehr darüber nicht mehr möglich war. Darauf setzten die deutschen Soldaten auf Anweisung der oberen Heeresmacht weitere Sprengsätze an, und zerstören sie völlig. Drei Brückenteile waren abgeknickt und hingen in der Mosel. Damit waren aber den Deutschen selbst die Möglichkeit genommen Eisenbahntransporte in Richtung Frankreich zu unternehmen. Und als die Deutschen später aus Frankreich flüchten mussten fehlte ihnen die einzige Brücke zwischen Traben Trarbach und Cochem um die Mosel schnell überqueren zu können. Die fehlende Brücke wurde dann den nachrückenden Amerikanern zum Problem. Sie wurden dadurch einige Wochen hier festgehalten, was jedoch auch von deutscher Seite durch die Bildung eines sogen. Brückenkopfes unterstützt wurde.



Im Dorf wurden die letzten Männer, die bei der Ausmusterung zum Militär wegen zu hohem Alter oder Krankheit nicht eingezogen waren, zum „Volkssturm“ aufgerufen. Sie wurden meistens bei der Flak in den Fliegerabwehrstellungen auf den Berghöhen an der Mosel eingesetzt. So waren im Dorf fast nur noch Frauen und Kinder.

Als die Alliierten im Frühjahr 1945 in der Normandie landeten, stürmten sie zunächst auf Paris zu. Die deutschen Soldaten wurden verdrängt. Papa (er war 43 J.) gelang es noch, seinen Lkw aus dem zurück zu lassenden deutschen Depo mit Lebensmitteln und anderen brauchbaren Gegenständen zu beladen, bevor er damit in Richtung Elsass flüchten musste. Er hatte gehofft, seine Flucht ging über Alf, wo er gerne eingeladen hätte. Aber die Straßen waren so voller Fahrzeuge und Flüchtlinge, dass ein Durchkommen mit Autos unmöglich war. So war er gezwungen seinen LKW mit samt der Ladung in eine Böschung zu steuern und mit seinen mitfahrenden Kameraden die Flucht zu Fuß fortzusetzen. Das war nicht einfach, denn in den Vogesen lag noch hoher Schnee. Sie liefen nur nachts, und am Tag versteckten sie sich in den Wäldern, denn die Franzosen, ihre Befreiung von der Besatzung schon im Auge, waren ihnen gar nicht hold gesonnen. Im Schnee ist Papa der linke Fuß erfroren und er gelangte humpelnd nach Mühlhausen ins Lazarett. Dort wollte man ihm den Fuß amputieren. Die

Operation stand unmittelbar bevor, als es plötzlich hieß, die Amerikaner seien vor der Stadt, es rette sich wer kann, alle andere kämen in Gefangenschaft. Darauf flüchtete Papa in Richtung Schwarzwald. Und wie ein Wunder, kam wieder Leben in den Fuß zurück. Bei der Überquerung des Neckars gab es Probleme, da alle Brücken in der Nähe zerstört und auch keine Boote auftreibbar waren. So entschloss er sich, es war März, durch das eiskalte Wasser zu schwimmen. Mitten im Fluss mußte er sich seines Karabiners und seines mit Butter gefüllten Stahlhelms entledigen. Nachdem er sich irgendwie getrocknet hatte, ging die Flucht weiter. Einmal hatte er sich auf einem Friedhof unter einem mit vielen Kränzen bedeckten Grab versteckt, als die Amerikaner näher kamen. Durch die Kränze konnte er den ersten schwarzen Ami sehen der mit der Waffe an ihm vorbeiging. Aber bald wurde er doch von den Amis gefangen genommen.

Die Amis übergaben ihre dortigen Gefangenen den Franzosen, die eilig wieder eine eigene Wehrmacht zusammengestellt hatten. Sie wurden in einem Stacheldrahtverhau gesammelt, wo sie etliche Tage nur mit kleinen Mengen Kappes- Suppe versorgt wurden. Papa musste Latrinen bauen, hatte aber die Möglichkeit an die weggeworfenen Kappesstrünke zu kommen, und damit den Hunger etwas zu stillen. Dann ging die Fahrt, eingepfergt in einem offenen Viehtransportzug nach Paris. Wenn der Zug unter einer Brücke durchfuhr bewarfen die Franzosen sie mit Pflastersteinen. Ihr Durst wurde derart gelöscht, dass man sie unter einem geöffneten Hydranten durch fuhr, mit dem normalerweise die Dampfloks mit Wasser aufgefüllt werden. In Paris mussten sie ihre Berufe nennen, um entsprechend weiter eingesetzt zu werden. Papa, der als Kind im Waisenhaus den Umgang mit Kühen gelernt hatte, meldete sich als Melker und Käser, in der Hoffnung sich wieder mal satt essen zu können. So wurde er einem Bauer in Cerkottes, in der Nähe von Orleans, zugeteilt, der ihn auch direkt per Auto abholte. Bei der Fahrt gewann Papa bei dem Bauern sofort Sympathie, weil er geschickt die alte Karre wieder ans Laufen bekam, die unterwegs den Geist aufgegeben hatte.

Von dort erhielten wir ein erstes Lebenszeichen von ihm. Es waren nur ein paar Worte, da die Post kurz gehalten sein musste und streng kontrolliert wurde. Auch wir durften nur mit wenigen Sätzen antworten und mussten den Brief in Druckschrift schreiben, was meine Aufgabe wurde.

Papa kam in eine gute Familie. Man hatte ihn dort sehr gerne und behandelte ihn entsprechend. Wichtig war, dass er satt zu essen hatte. Er bekam sogar jeden

Morgen sein Viertel Rotwein. Er durfte mit am Tisch essen, obwohl das streng verboten war. Auf dem Hof mußte er alle erforderlichen Arbeiten, sowohl im Stall mit dem Vieh, als auch auf dem Feld, machen, was er auch gut und gerne tat, und wofür ihn der Bauer stets lobte.

Ja, er hatte satt zu essen und wurde gut behandelt, aber die Trennung von uns zuhause, und die Tatsache, dass wir nicht satt wurden machte ihm das Leben schwer.

Die Amerikaner rückten immer näher auf uns zu bis sie schließlich in Alf hängen blieben und sich einen harten Schusswechsel mit den Deutschen auf der anderen Moselseite und auf der Marienburg lieferten. So lernten wir in Alf auch noch den Artilleriebeschuss kennen, und alle Dorfbewohner mussten ihre Häuser verlassen, und sich auf ungewisse Zeit in die Bunker verziehen.

Wir wählten den Jackels Weinkeller, der für mehrere Wochen mit einigen hundert anderen, unser Zuhause werden sollte. Es gab dort weder Betten noch Tische oder Stühle. Man musste sehen, dass man auf irgendeinem Brett oder was Ähnlichem einen Platz fand, wo man sich nieder lassen und nachts auch noch schlafen konnte. Und dabei tropfte es ununterbrochen von der Decke herunter. Als die ersten Amis stark bewaffnet durch unsern Keller zogen, um nach eventuell versteckten Soldaten zu suchen, wurden wir in Schrecken versetzt. Finks Hans, der Einzige der ein paar Worte Englisch sprechen konnte, hatte verstanden, wir würden alle erschossen! Zum Glück war das aber ein Missverständnis. Die jungen Mädchen fürchteten sich besonders vor diesen fremden Männern, und so beschmierten sie sich ihre Gesichter mit Dreck, trugen Kopftücher und Ähnliches um sich künstlich alt zu machen. Es gab aber keinerlei belästigende Übergriffe. Die Amis verhielten sich diszipliniert.

Oben im Gelände um die Marienburg hatte sich eine deutsche Militärgruppe verschanzt. Zuvor haben wir mit angesehen, wie ca. 100 russische Gefangene, total zerlumpt und völlig kraftlos mit Harken und Spaten beladen, mit Peitschenhieben auf die Anhöhe getrieben wurden um dort die Schützengräben auszuheben. Die Gruppe bildete einen Brückenkopf und schaffte es, die Amis einige Wochen lang zu bekämpfen und damit ihnen den Übergang über die Mosel zu verhindern. (Die Brücke lag ja im Wasser)

Wenn die Panzer, die praktisch über unseren Köpfen standen, ihre Granaten nach Bullay abfeuerten, zitterte der ganze Keller.

Zwischen 11 Uhr und 13 Uhr täglich war eine Waffenruhe vereinbart, so dass die Frauen in ihre Häuser gehen durften um etwas zum Essen zu machen. Außer etwas Brot gab es aber nichts zu kaufen. So machte uns Mama 3 Wochen lang nur gekochte Kartoffel mit gerösteten Zwiebeln und öffnete ein Glas eingemachte Kirschen. Während dieser Waffenruhe durften wir Kinder auch auf der Alfbach- Seite vor die Türe. Dort hatten wir Kinder auch eine Latrine gebaut, weil das einzige Klo im Keller immer besetzt war. Ansonsten haben wir den ganzen Tag nur im Keller gegessen und Karten gespielt oder sonst was Eintöniges gemacht. Als nebenan bei der Firma Drahten ein großes Weinfass durch die Artillerie zu Bruch ging, lief der Wein durch eine Gasse auf die Straße. Aber leider floss er erst noch durch die Pinkelecke der dort angestellten französischen Gefangenen. Unsere Frauen beschlossen, zunächst etwas Wein, sozusagen als Spülwasser, durchfließen zu lassen um es dann in Töpfen aufzufangen. Der Wein wurde dann kurz aufgekocht und mit Zucker zu Glühwein verwandelt. Wir Kinder tranken auch alle davon, denn schließlich waren die Kalorien wichtiger als der Alkohol.

Bei den Kämpfen um die Marienburg gab es viele Tote. Man sprach von ca. 260 Amerikanern und ca. 50 Deutschen. Letztere sind auf dem dortigen Soldatenfriedhof beigesetzt. Die meisten waren um die 25 alt! Während der langen Kämpfe hatten die Amis auf der Straße zwischen Bad Bertrich und Alf über 2000 Panzer und LKWs angesammelt, die auf die Möglichkeit der Moselüberquerung warteten. Eines Morgens hatten sie das Moseltal unter einen dichten Nebel gesetzt, und wir erlebten wie unmittelbar vor unserer Kellertüre eine Pontonbrücke errichtet wurde. Im Minutentakt wurden Pontons herangekarrt und in wenigen Stunden hatten die Pioniere die Brücke, trotz ständigem Beschuss, fertig. Dann rollten die angestauten Fahrzeuge zwei Tage lang auf die andere Seite.

Es gibt einen amerikanischen Kriegsbericht über diese Zeit. Ich habe eine davon Übersetzung. Am 8. Mai, einen Tag vor meinem Geburtstag, ich wurde 11, erklärte man den Krieg als beendet. Als diese Nachricht uns erreichte, stürmten wir Kinder ins Freie und tanzten jubelnd in großem Kreis um einen Baum herum. Die Freude war unbeschreibbar. Dann durften wir wieder in unsere Häuser zurück. Zuhause mussten wir feststellen, dass Papas kleines Motorrad, das wir auf dem Speicher versteckt hatten, und einige Steppdecken geklaut waren. Es wurde also geplündert!

Viele Jahre später entdeckte Papa das Motorrad auf dem Hunsrück. Der neue Besitzer behauptete, es bei der französischen Besatzung gekauft zu haben. Er war bereit es zurück zu geben, wenn wir ihm den neuen Motor und verschiedene Austauschteile die er reingesteckt hatte, bezahlten. Papa wollte es aber nicht mehr.

Die Versorgung mit Lebensmitteln lief sehr träge an. Die Stromversorgung war meistens unterbrochen, Radio und Zeitung funktionierten auch nur zeitweise.

In den nächsten Tagen wagte ich es mit meinem Freund, Bömer Rudi, bis zur Marienburg vorzustoßen. Welch ein Glück, dass wir dabei nur auf dem Weg blieben, denn wir wussten nicht dass die Wälder voller Tretminen waren, durch die später noch einige Alfer beim Holzsuchen zu Tode kamen. Was wir zu sehen bekamen war grausam! In den Schützengräben entlang des Weges lagen zerstörte Gewehre, Munition, verbeulte Stahlhelme und verblutete Soldatenkleider. Unvorstellbar sah es im Keller der Marienburg aus, der wohl als Lazarett erhalten musste. Matratzen und Decken waren unter einer Blutlage kaum noch zu erkennen. Wir waren schockiert!

Da wir ja noch nichts über Papas Gefangenschaft wussten, war unsere große Frage: lebt er noch, und wo ist er? Gelegentlich wurden, in der noch unregelmäßig erscheinenden Zeitung Listen mit Namen der Gefangenen aufgeführt. Als dort der Name Willi Boemer / Alf stand, mussten wir bald feststellen, dass es der andere Willi Boemer aus dem Oberdorf war. Irgendwann bekamen wir aber dann doch, wie oben berichtet, die Nachricht aus der französischen Gefangenschaft.

Die Amerikaner waren eigentlich gar nicht so übel. Wir Kinder lernten blitzschnell Englisch und bettelten sie an. Häf ju Schoggeläd, häf ju Schewinggum, häf ju Smoktobako for te Piepe? Und oft hatten wir Erfolg. Aber manchmal haben wir sie auch beklaut. Wenn sie sich z. B. auf ihren Benzinkochern Wasser aufsetzten, waren wir mit ihrem bereitgestellten Kaffee bereits abgehauen, bevor das Wasser kochte. Und offen in ihren Fahrzeugen herum liegenden Dinner- Packungen konnten wir auch nicht widerstehen.

Mama hatte mir aus einem französischen Militärmantel eine lange Hose geschneidert. Eine „Pumphose“, die oben am Bauch und unten an den Füßen jeweils mit Kordel zugebunden wurde. Die eignete sich ganz besonders zum hamstern.

Als die Amis mal wieder eine Ladung Konservendosen angeliefert bekamen, die streng von einem Soldaten mit aufgepflanztem Gewehr bewacht wurde, fragte ich ihn "känn ei häf onli won"? Ich wartete aber nicht auf Antwort, sondern kniete nieder und raffte mir die pumpigen Hosenbeine voll mit Dosen. Der arme Soldat fluchte mit einem Spruch den wir inzwischen schon öfters gehört hatten (wir verstanden "kadämfackingboi,") und stocherte mir mit dem Gewehr am Hintern herum, aber ich war schneller weg als er reagieren konnte.

Auf genau die gleiche Weise gelang es mir auch mal einen wachehabenden Ami zu überlisten und mir die Hose voller Kerzen (Teelichter) zu laden. Die waren besonders wichtig, da wir meistens keinen Strom und damit kein Licht für den Abend hatten. Übrigens, aus abgebrannten Kerzen machten wir neue. Dazu wurde eine alte Fahrradpumpe unten abgesägt und mit einer Kartoffel, in der ein Stück Kordel, der spätere Docht, eingesetzt war, unten verschlossen. Das andere Ende der Kordel befestigte man oben mit einer Haarklammer, bevor das flüssige Wachs eingegossen wurde. Nach Erkalten übergoss man die Luftpumpe kurz mit kochendem Wasser und zog die fertige Kerze heraus.

Kurzfristig erschienen auch schon mal englische Truppen auf der Durchfahrt. Hier fällt mir ein, wie zwei Engländer nach einer Essenspause einen Riesen-Topf mit warmen Kakao über das Gelände hoben, um ihn in den Alfbach zu kippen. Der Hunger trieb mich dazu, mit no-no-no dazwischen zu springen und den Topf festzuhalten. Ich durfte nachhause laufen um einen Topf zu holen, den sie mir dann voll Kakao machten.

Erlaubt war natürlich das Zigarettenkippensammeln. Ich tat das jeden Tag entlang Straße nach St. Aldegund. Das ging aber nur bis an die Ortsgrenze, weil ab da die Aldegunder sammelten. Mit dem Kippentabak konnte man schon mal etwas zu Essen eintauschen, oder einen Handwerker bezahlen.

Es gab aber auch noch große Gefahren! Überall lagen noch Waffen, Granaten und andere Munition herum, die wir Jungen bevorzugt zum Spielen benutzten, und niemand war da, um uns darüber aufzuklären.

So musste jeder von uns seinen Mut beweisen, sich auf eine scharfe Panzermine zu stellen, weil Panzer doch viel schwerer seien als wir!

Kistenweise haben wir die 2- Zentimeter- Flakgeschosse mit dem Kopf auf einen Stein geschlagen und geöffnet, um das Schwarzpulver und das in kleinen Säckchen enthaltene hoch entzündliche Pulver zu sammeln. Mit diesem Pulver

haben wir dann durch die Wiesen am Alfbach vorbei lange Spuren gestreut und an einem Ende angesteckt. Es war natürlich toll anzusehen, wie sich die Flamme durch die Wiesen schlängelte.

Als ein amerikanischer LKW auf der Alfer Fabrik verunglückte und seine Ladung in den Alfbach rutschte, trieben die Kisten ab und blieben z.T. in den Weidensträuchern hängen. Mein Freund Hans Werner und ich sicherten uns direkt einige davon und versteckten sie im dichten Gestrüpp, weil wir ganz sicher waren, dass sie Lebensmittel enthielten. Den langen englischen Text konnten wir ja nicht lesen. Mit Hammer und Meißel droschen wir auf die erste Kiste, um den dicken Draht zu durchtrennen und sie zu öffnen. Doch dann erschrakten wir und machten vor Angst fast in die Hosen. Statt Lebensmittel zeigten sich 4 Granaten 8 cm Durchmesser und ca. 70 cm Länge. Dann sind wir aber abgerannt. Später hatten aber auch größere Jungens die Kisten entdeckt und geöffnet. Für die waren dann die Zünder interessant, die sie einfach abrissen. Damit wurden kleine Sprengladungen gebaut, mit denen wir im Winter versuchten, das Eis auf der Mosel zu sprengen. Einmal flog dabei ein Metallteilchen Baiers Walter so dicht am Kopf vorbei, das ihm ein Ohr blutete.

In dem von Bomben zerstörten Gasthaus zum Engel fanden wir 7 oder 8 Magnesiumstangen, die der frühere Brandmeister der Alfer Feuerwehr dort gelagert hatte. Wir ahnten, dass man damit ein schönes Feuer machen konnte. So stapelten wir die Stäbe unter dem ersten Alfbach-Brückenbogen und legten eine aus getrocknetem Baumpilz selbst angefertigte Glus- Zündschnur brennend an. Während oben ununterbrochen der starke amerikanische Autoverkehr rollte, zogen wir uns wartend in ein nahegelegenes Gestrüpp zurück. Und dann geschah es. Mit einer Hellichkeit von tausend Sonnen zündete das Magnesium, erfüllte den ganzen Brückenbogen und einige Flammen gingen noch über die Brücke. Wir waren total geblendet, aber als wir wieder sehen konnten rannten wir so schnell wir konnten bachaufwärts, wo uns keiner finden konnte. Die Amerikaner glaubten sicher, der Krieg sei erneut ausgebrochen. Seltsamerweise wurde nie nach der Ursache geforscht.

Ein Vetter von mir verlor ein Auge, als er eine Karabinerpatrone in einem Schraubstock mit Nagel und Hammer bearbeitete, durch einen Splitter.

Als ein alter Mann beim Holzsuchen durch eine Tretmine umkam, kroch Enkirchs Hermann von Waldfrieden (14 J.) auf dem Bauch durch den anliegenden Wald, bis er eine Mine fand. Er zerlegte sie vorsichtig, um sie uns

allen zu zeigen. Es war ein Stahlrohr mit Boden, so groß wie eine Konservendose, mit Stahlsplintern gefüllt, auf der eine Zündeinrichtung montiert war. Der ganze Wald wurde später durch ein Räumkommando von Tretminen befreit.

Das Räumkommando entfernte auch eine 2 Zentnerbombe, die als Blindgänger bis in den bewohnten Luftschuttkeller bei Enkirchs auf Waldfrieden durchgeschlagen war.

Eines Tages sahen wir eine andere Gefahr auf uns zukommen. Die Obermosel war zugefroren und das aufkommende Tauwetter ließ einen starken unkontrollierbaren Eisgang erwarten. Was passiert, wenn die Eisschollen sich vor der zerstörten Moselbrücke aufbauen, das ansteigende Wasser die Brückenteile wegrißt und Alf überschwemmt wird? Amerikanische Pioniere besetzten die Brückenpfeiler mit Kisten voller Handgranaten, um große anstauende Eisschollen rechtzeitig zu sprengen. Wir Kinder liefen oben auf den Berg zur Pündericher Aussicht, um zu sehen wann das Eis ankommt. Von dort hatte die Mosel ja noch ca.12 km bis zur Brücke. Wir konnten aber im Dorf ankündigen, dass die Eisschollen nicht sehr groß waren. Die Amis brauchten nur ganz wenige Handgranaten zu werfen. Alles verlief glimpflich.

Doch bald zogen die Amis weg, und wir bekamen die Franzosen als Besatzungsmacht. Aber die Franzosen waren genauso arm wie wir Deutsche. So mussten wir ihnen Häuser und Räume als Quartiere zur Verfügung stellen und alle Fahrräder, Fotoapparate und Radios an sie abgeliefern. Natürlich wurden sie auch von unseren Produkten ernährt, und das ging uns auch noch von unserer Ernährung ab.

Im Hotel zur Post, also an der Ecke unserer Straße, hatten sie ihr Hauptquartier eingerichtet, wo auch für ihre gesamte Mannschaft gekocht wurde. Für verschiedene Arbeiten wurden Leute aus dem Dorf angestellt. Mama gelang es, in ihrer großen Küche, eine Zeit lang als Hilfskraft zu arbeiten. Und dort gab es ein kleines Fensterchen zu unserm Gässchen hin, durch das sie mir manchmal einen Topf mit Essensresten oder den Satz vom zuvor gekochten Bohnenkaffee reichte. Ich erinnere mich, daß es einmal ein Riesentopf voller kalter Erbsen war. Der zweite Aufguss von dem Kaffeesatz war ja nichts Besonderes, aber besser als der, den wir uns aus getrockneten Eicheln selbst gebraut haben.

Die Franzosen gingen sehr streng mit uns um. Sie verhängten zunächst Ausgangssperren für den späten Abend und für die Nacht. Jeden Morgen

versammelte sich die gesamte Mannschaft, um ihre Trikolore vor einer daneben aufgestellten 12 cm Kanone, die die Deutschen zurückgelassen hatten, zu hissen und die Marseillaise zu singen. Die Alfer mussten während dieser Zeremonie stillstehen und die Hand zum Gruß an die Stirn halten. Wer das nicht beachtete, kam für ein paar Tage „dans la Preson“. Dieses Gefängnis war eine der Garagen vom Hotel zur Post, mit einem ganz kleinen Fensterchen. Einmal hatten sie einen, ca. 15 Jährigen, den Mentges Robbes, für ein paar Tage dort eingesperrt. Er winkte uns oft aus dem kleinen Fensterchen zu, und sagte, es gehe ihm gut, und vor allem bekäme er satt zu essen. Das machte uns fast neidig. Die Franzosen registrierten streng den Viehbestand. Pferde, Kühe, Schweine und Hühner wurden exakt gezählt, und der Ab- und Zugang musste jeweils gemeldet, bzw. genehmigt werden. Auch der Wein in den Weinkellern unterlag dieser Verpflichtung. Als es einmal einen Unfall mit einem LKW gab, hatte sich der 14 jährige Gustav Kuhn, aus unserem Haus, eine Packung mit Datteln daraus geklaut. Das wurde so schwer verurteilt, dass er für viele Wochen in ein Jugendgefängnis nach Trier gesteckt wurde.

Unter den französischen Soldaten waren auch viele Marokkaner. Wir lachten immer darüber, wenn sie Bleche mit Kuchen zum Bäcker trugen, auf denen kleine Würstchen, Käse, Zwiebeln und Gürkchen lagen. So etwas kannten wir nicht, denn die Pizza eroberte Deutschland erst viele Jahre später.

Mein Freund, der Bömer Rudi, und ich, begannen selbst Tabak im Garten zu ziehen. Wenn die Blätter groß genug waren, wurden sie auf dem Speicher auf Kordel aufgereiht und getrocknet. Dann trennten wir die Strünke heraus, bespritzten die Blätter mit Zuckerwasser, (das nannten wir „Parfümieren“), schichteten ca. 10 Stück übereinander und banden sie fest zwischen zwei Butterbrotbrettchen. Diese kamen dann in den Backofen zum Trocknen. Mit einem scharfen Küchenmesser machten wir daraus dann den sogenannten Feinschnitt, der aber gar nicht so fein wurde. (Erst später wurden dann die Tabakschneidemaschinen gebaut, wie Andreas eine geerbt hat). So hatten wir wieder neues Material zum Tauschen. Manche starken Raucher rauchten sogar die Strünke!

Ein französischer Offizier, es war ein Marokkaner mit einem regelrechten Streuselkuchengesicht, hatte sich mit einer Alfer Frau befreundet, die eine Schulkameradin von unserm Papa war. Die Alfer nannten den Offizier auch „den Streuselkuchen“. Als dieser für ein paar Tage nach Paris musste, brachte die Frau es fertig, dass er unsern Papa bei dem Bauer besuchte um ihm Grüße

und eine Zigarrenkiste voll von meinem selbstgemachten Tabak zu bringen. Das war natürlich für Papa ein tolles Ereignis, obwohl er zuerst furchtbar erschrak, als ein so hoch dekoriertes Offizier nach ihm verlangte.

Eines Tages gab es eine große Aufregung, weil im Oberdorf eine Ziege gestohlen wurde. Mit Hunden wurden alle verdächtigen Häuser vergeblich durchsucht. Ein Hund bellte heftig vor einem bestimmten Haus, aber die Sache wurde nie geklärt.

In unserm Hof habe ich, wie alle meine Freunde, Kaninchen gezogen, aber nicht nur zum Schmusen, sondern hauptsächlich zum Schlachten. Es ergab wertvolles Fleisch. Und ich musste sie sogar, nach dem ich 9 Jahre alt war, selbst schlachten weil ja keine Männer da waren. Klar, dass ich täglich auf den Wiesen oder im Wald Futter beschaffen und für den Winter sogar Heu herbeischaffen musste.

Als Edith im März 1947 zur ersten hl. Kommunion kam, hat Papa ihr einen persönlichen Brief geschrieben, (sie hat ihn heute noch). Darin wünscht er ihr alles Gute für den schönsten Tag im Leben, dass sie ein braves Mädchen bleibt und ein guter Erwachsener wird. Er bedauerte nicht beim Fest dabei sein zu können. An dem Tag würde er aber auch zur hl. Kommunion gehen.



Wenig später schrieb Papa, er sei mit einer Hand in eine laufende Dreschmaschine geraten und würde nun in einem Hospital behandelt. Kurz darauf kam die große Überraschung: Papa stand plötzlich vor uns. Auf den Tag genau nach 2 Jahren Kriegsgefangenschaft! Unsere Freude war unbeschreiblich. Alle vier hingen wir sprachlos wie die Kletten an ihm, und ein paar Begrüßungsworte konnten wir erst stammeln, als

unsere Freudentränen langsam versiegt. Ich erinnere mich genau wie er aussah. Er trug seine Soldatenkleidung und hatte den linken Arm in einer Binde. Die Haarsträhnen die aus seiner Mütze heraushingen waren grau geworden. (er war 45 J) Bis in die späte Nacht hinein saßen wir in der Küche wo Papa uns alles Erlebte erzählen musste. Traurig ließen wir uns seine Hand zeigen an der die Dreschmaschine den Daumen ganz und die drei äußeren Finger zur Hälfte abgeschlagen hatte.



Papa wurde wieder bei der Post angestellt, durfte aber wegen der zerstörten Hand keine Busse mehr fahren. Nach ein paar Tagen in der Postwerkstatt in Koblenz bekam er dann die Stelle als Paketwagenfahrer in Bullay. Wegen seiner Mitgliedschaft in der NSDAP (ein Muss für alle Postler) bekam er zwecks

Entnazifizierung eine lange Zeit nur 90 % seines Gehalts.

Der Verkehr.

Durch die zerstörte Auto- und Eisenbahnbrücke Alf / Bullay und die ebenfalls durch Bombeneinschlag unbenutzbare Eisenbahnbrücke zwischen Eller und Neef waren sowohl der Bahnverkehr zwischen Koblenz und Trier und der Autoverkehr von der einen Moselseite zur anderen total gestört.

Von Koblenz kommende Züge endeten hinter dem Cochemer Tunnel in Eller. Die von Trier kommenden Züge hatten ihre Endstation im Alfer Prinzenkopftunnel, wo man provisorisch eine Bahnstation eingerichtet hatte. Wenn wir mal moselabwärts fahren wollten, z.B. nach Cochem, zum Hamstern ins Münster Maifeld, oder zum Kirschenernten nach Kobern Gondorf, mussten wir zunächst mal 11 km bis zum Bahnhof Eller laufen und natürlich auch wieder zurück.

Die Brücke bei Neef wurde als erste wieder befahrbar gemacht, so dass die Koblenzer Züge dann bis Bullay fahren konnten. Reisende, die in Richtung Trier

weiter wollten, mussten mit ihrem Gepäck zu Fuß über die drei in der Mosel liegenden Brückenteile klettern, um den Bahnhof im Prinzenkopftunnel zu erreichen. Man rutschte über die Schienen herunter und stieg über 10 Meter hohe Leitern wieder auf den nächsten Pfeiler, usw. Zwischen dem letzten Brückenteil und dem Tunnel haben wir Kinder uns gelegentlich als Gepäckträger ein paar Groschen verdient.

Die Züge waren immer sehr voll, so dass manche Reisende auf dem Trittbrett mitfahren mussten. Ein 14 jähriger Junge von der Alfer Fabrik wurde durch einen in Gegenrichtung fahrenden Zug vom Trittbrett gerissen und getötet.

Ich bin einmal mit Bömer Rudi in einem offenen Transportzug nach Cochem gefahren, das war besonders in dem total verqualmten 4 km langen Tunnel unangenehm. Dazu kam noch, dass wir um sonst dort waren, denn wir konnten nicht mal ein Stück Brot kaufen.

Da es nun zwischen Cochem und Traben Trarbach keine Brücke mehr gab, ging für Fahrzeuge die Mosel- Überquerung nur noch mit Fähren, die aber für große LKWs nicht geeignet waren. Alf bekam eine Fähre, die bestenfalls für 2 PKWs, oder für einen kleinen LKW, oder ein langes Pferdefuhrwerk benutzbar war. Die Fähre wurde an einem Seil, das über die Mosel gespannt war, gehalten und durch das fließende Wasser hin und her geführt. Gelegentlich riss das marode Seil und die Fähre trieb mal wieder einige 100 Meter weit ab. Es passierte auch vereinzelt, dass PKWs beim Auffahren einen Fehler machten, und über die Fähre hinaus in die Mosel stürzten.

Benzin und Diesel waren knapp. So wurden fast alle LKW und auch einige PKW mit Holzvergaser ausgerüstet. Dazu musste man einen großen Holzofen einbauen und entsprechend viel Brennholz mit führen. Die erreichbare Leistung war gering und dadurch hingen auf steigenden Straßen immer wieder Fahrzeuge fest, die es einfach nicht schafften hoch zu kommen. Die Bauern halfen dann mit ihren Pferden.

Man fuhr auch viel per Anhalter, musste aber dann mit Wein oder irgendetwas Essbarem bezahlen.

Als ich in den Herbstferien (ich war 11 J) 3 Wochen zu meiner Tante Anna nach Salmrohr sollte, um mich auf ihrem bescheidenen Bauernhof mal wieder satt essen zu können, nahm mich ein Tankwagen mit. Ich saß mit einigen anderen oben auf dem Tank, ein Bein nach rechts, ein Bein nach links, und hielt mich an

dem Einfüllstutzen fest. Für die fast 2 Stunden Fahrt hatte Mama 2 Flaschen Wein bezahlt.

Als Mama sich einen Arm gebrochen hatte und weinend auf der Alfbachbrücke Autos zur Mitfahrt zum Knochenflicker nach Klotten anhielt, erbarmte sich ein amerikanischer Offizier und nahm sie in seinem offenen Jeep mit. Diesmal ohne Wein, aber dafür brachte Mama uns eine Ladung Flöhe mit, die sie in dem mit heimkehrenden Soldaten überfüllten Wartezimmer aufgefangen hatte.

Heimkehrende Soldaten benutzten ungern die Bahn oder ein Auto, weil sie Angst hatten, erneut gefangen zu werden. So sah man sie vielfach auf geklauten, meist schrottreifen Fahrrädern für die es keine Bereifung mehr gab.

Man fuhr einfach auf den Felgen, oder hatte einen Wasserschlauch mit einem Stückchen Draht aufgezogen. Auch Flaschenkorken hatte man versuchsweise in die Felgen geklemmt.

Als Papa 1947 aus der Gefangenschaft kam, bastelte er sich zuerst ein Fahrrad aus vielen Einzelteilen zusammen, die er von überall her zusammen getragen hatte. Damit fuhr er täglich, bis wir ihm 1956, als ich nach Köln gezogen bin, ein neues kauften. Aber auch mein erstes Rad wurde aus lauter besorgten Einzelteilen zusammen gebaut, als ich 1949 mit fast 15 Jahren in die Lehre kam.

Peter Zenz aus Alf wurde ein LKW mit Anhänger nachts vor seiner Haustür geklaut, auf nimmer Wiedersehen.

Die laufenden Fahrzeuge waren eigentlich schon alle schrottreif. Auch noch 1949 bis 1952, als ich Lehrling in einer Autowerkstat in Bullay war, gab es fast keine neuen Fahrzeuge und auch keine Ersatzteile zu kaufen. Unsere Arbeit bestand nur aus Improvisieren. Als Deutz die ersten wassergekühlten Einzylinder Diesel Motoren liefern konnte, haben wir mehrere PKWs vom Schrottplatz mit diesen Motoren zu "Traktoren" umgebaut.

Der Schiffsverkehr auf der Mosel war praktisch tot. Vielleicht war das aber auch nur bei uns, weil die im Wasser liegende Moselbrücke keine Durchfahrt ermöglichte.

Die Schule.

Wir hatten 2 Schulgebäude, die alte Schule, (den sogenannten Eulentempel) und die neue Schule. Jede hatte 2 Klassenräume in, und ein Plumpsklo, geteilt für Jungen und Mädchen, außerhalb der Gebäude. Es gab zunächst 2 Lehrer und 2

Lehrerinnen. Während wir im ersten Schuljahr morgens die Lehrer noch mit „Guten Morgen Herr Lehrer oder Fräulein Lehrerin“ begrüßen mussten, hieß es später „Heil Hitler“. Auch auf der Straße grüßten wir sie mit „Heil Hitler“.

Es wurde sehr darauf geachtet, dass unsere Kleidung, den Umständen entsprechend ordentlich, und wir sauber gewaschen waren. Oft mussten wir dazu die Hände und die Fingernägel vorzeigen. Bei besonders Verdächtigen fummelten die Lehrer mit einem Bleistift auf dem Kopf herum, um nach Läusen zu suchen. Gestraft wurde hauptsächlich mit dem Stock auf die Hände oder auf den strammgezogenen Hosenboden. Es gab aber auch Ohrfeigen.

Die Schüler sammelten Schrott, der auf dem Schulhof gelagert wurde, um später für die Kriegsgeräteindustrie eingeschmolzen zu werden.

Als in einem Jahr eine regelrechte Kartoffelkäferseuche auftrat (es hieß die Amerikaner hätten diese Käfer von Flugzeugen abgeworfen), zogen wir klassenweise durch die Kartoffelgärten um die Käfer und deren Larven in Flaschen einzusammeln. Diese wurden dann mit Benzin übergossen und verbrannt.

Als Tee für unsere Soldaten an der Front sammelten wir Himbeer- und Brombeerblätter. Jedes Kind hatte nach den Sommerferien, je nach Alter, ein oder zwei Kilogramm sauber getrocknete Blätter abzuliefern.

Wegen der Bombenabwürfe war der Schulbetrieb ab Ende 1944 sehr gestört, bis er schließlich wegen fensterzerstörten Klassenräumen ganz ausfiel.

Nach Kriegsende reparierte man zuerst die alte Schule, in der dann alle Klassen stundenweise über den Tag verteilt untergebracht wurden. Hier richtete man sogar eine kleine Küche für Schulspeisung ein. Täglich bekamen wir in einer Pause abwechselnd eine Tasse Suppe oder Kakao, manchmal auch ein Brötchen dazu. Ich glaube, die Schulspeise wurde von den Amerikanern gestellt.

Wir bekamen andere Lehrer, da die alten, die alle in der Hitler- Partei (NSDAP) waren, abgezogen und entnazifiziert wurden. Zur Entnazifizierung zählten u.a. Gefängnis, Berufsverbot, Gehaltskürzung, oder Reiseverbot über die Ortsgrenze hinaus.

Besonders erinnere ich mich hier an den neuen armen Lehrer Soika. Er kam aus Ostpreußen mit zwei erwachsenen Töchtern an. Seine Frau war auf der Flucht gestorben. Man hatte ihm in Bullay eine kleine Wohnung besorgt, und so musste

er täglich oben über die zerstörte Moselbrücke, oder mit der Fähre, sofern eine fuhr, den Weg nach Alf und zurück machen. Er musste noch mehr hungern als wir, die wir wenigsten alle einen Gemüsegarten und Obstbäume hatten. Zu seinem Geburtstag haben wir ihm ein ganzes Heuwägelchen voll mit Gemüse, Kartoffeln und Obst geschenkt. Er weinte vor Dankbarkeit. Ihm oblag auch, die von der französischen Besatzung geforderte Aufgabe uns alle in Französisch zu unterrichten, obwohl er selbst kein Wort kannte. Soika war ein ganz lieber Mensch, der, was Bestrafung angeht, sehr zurückhaltend war. Nur einmal hat er uns die Finger mit einem Stock blau gehauen, warum, das werde ich im Abschnitt „Ernährung“ erzählen. Ja, und noch einmal wurde er böse. Felix Franzen hatte ein Papierknüppelchen ins Tintenfass getaucht und auf seinen Federhalter gespießt. Als er weiter damit herumspielte, flog plötzlich der Federhalter mit samt dem Tintenknüppelchen im hohen Bogen durch die Luft und landete mit der spitzen Feder genau auf Soikas Glatze, über die dann aus einem blauen Tintenfleck Blut herunter floss.

Erst gegen Ende 1946 lief der Schulbetrieb wieder normal. Die Schulspeisung wurde noch eine Zeitlang beibehalten. Um den Schulverlust etwas auszugleichen, wurden wir statt der üblichen Entlassung an Ostern, erst im Herbst 1948 aus dem 8. Schuljahr entlassen.

Von Seiten der Lehrer wurden Mama und Papa immer wieder empfohlen, Gertrud und mich auf eine höhere Schule zu schicken. Aber wie sollte das gehen, wo es in unmittelbarer Nähe keine gab, und wir für ein Internat das Geld nicht hatten. Vielleicht hätten wir einem Internat auch nicht zugestimmt, denn wir hingen sehr an zuhause und an Alf. Edith war für dieses Thema noch zu klein.

Während meiner Lehr- und Gesellenzeit (1949 bis 1953) als Kraftfahrzeug-Handwerker machte ich, neben dem wöchentlichen Berufsschultag in Traben Trarbach, einen Technischen Fernlehrgang, mit dem ich mich jeden Abend, außer Samstag und Sonntag eifrig beschäftigte. Das war für mich eine gute Voraussetzung für das spätere Ingenieurstudium.

Die Kirche.

Während Papa ein Pflicht- erfüllender Katholik war, war Mama sogar eine fromme Katholikin, die uns in ihrem Sinne erzog. Wir gingen praktisch in jeden Gottesdienst, beteten täglich zusammen das Morgen- und Abendgebet und beteten mittags vor und nach dem Essen die Tischgebete. Im Mai wurde im

Schlafzimmer ein Maialtar mit vielen Blumen aufgebaut, an dem wir wirklich andächtig täglich um Schutz vor den Bomben, für ein Ende des Krieges und die gesunde Heimkehr unseres Papas beteten.

In der Hitlerzeit wurde das religiöse Leben im Dorf erstaunlicherweise kaum eingeschränkt. Die Glocken durften wie immer zu jedem Anlass geläutet werden, und die Prozessionen gingen ohne Behinderung.

Nur der Religionsunterricht durfte nicht in der Schule abgehalten werden. Er fand daher im Pfarrheim statt. Je einmal in der Woche gab Schwester Theona (aus unserm Kloster) Katechismus- Unterricht und unser Pastor Fuchs unterrichtete uns über das alte Testament. Pastor Fuchs war ein hoch intelligenter aber auch sehr autoritärer Mensch, der sich auch nicht scheute uns zu ohrfeigen. Er forderte uns auch alle zwei Wochen zur Beichte auf.

Auf der Straße grüßten wir einen Pastor mit „Gelobt sei Jesus Christus“.

Mit 7 Jahren wurde ich Messdiener. Da ich ja noch nicht lesen konnte, brachte Mama mir die lateinischen Messgebete bei. Alle 4 oder 5 Wochen hatten wir Dienst. Das bedeutete, dass wir eine Woche lang jeden Gottesdienst mit 2 Jungens dienen mussten. Wir waren dann auch zuständig für das Läuten der Glocken vor den Gottesdiensten. Das hatte natürlich einen besonderen Reiz, während der dunklen Wintermonate, in dem noch dunkleren Kirchturm, in dem sogar Fledermäuse flatterten. Um die großen Glocken zu bewegen brauchte man viel Kraft. Und wenn wir sie zum Schluss anhalten wollten, hingen wir uns an die Seile wenn sie hoch gingen, und sprangen wieder ab, wenn sie runtergingen. Wegen der Flieger durfte kein Licht gemacht werden. Papa hatte mir eine Taschenlampe aus Frankreich geschickt, die eine verschiebbare blaue Blende hatte. Die hatte ich zur Sicherheit immer bei mir und ich wurde von den anderen Messdienern dafür sehr beneidet. Ich bin auch sparsam damit umgegangen, denn Ersatz- Batterien gab es nicht.

Wenn kein Strom da war brauchte der Organist auch ein zwei Jungens die ihm den Blasebalg traten. Ein kleiner Pinn, der aus der Bretterwand heraus stand, zeigte uns immer an ob wir ihm genug Luft lieferten. Haute er an Feiertagen einmal kräftig in die Tasten, konnte es sein, dass einige Töne nicht herauskamen, weil wir mit dem Treten nicht nach kamen.

An Fronleichnam errichtete man 4 Altäre im Dorf, und säumte die Straßen mit Maien (junge Heimbuchen). Während der Prozession übernahmen die

Messdiener, die nicht an den Altären gebraucht wurden, das Dangeln oben im total verstaubten Glockenstuhl. Man kniete außen vor der Glocke und schlug den mit beiden Händen gehaltene Klöppel gegen die Innenwand, zuerst in ganz schneller Folge, so als würden die Arme zittern, und dann ein paar kräftige Nachschläge. Darauf folgte das Gleiche mit der nächst größeren Glocke, und wenn alle durch waren wurden alle Glocken zum Doppelschlag angeschoben. Nach Prozessionsende stiegen wir klatschnass geschwitzt und vom Staub total verdreht herunter.

Zur Krankenkommunion oder zu letzten Ölung ging immer ein Messdiener im roten Gewand mit dem Pastor in die entsprechenden Häuser. Wir trugen eine Laterne in der einen Hand und in der anderen ein Glöckchen, mit dem ununterbrochen bimmelten. Die Leute, die uns auf der Straße begegneten, knieten nieder bis wir vorbei waren.

Wenn wir in der heiligen Messe zur Kommunion gehen wollten, durften wir in der Nacht und in den Morgenstunden vorher nichts essen oder trinken.

Seltsamerweise fällt mir zu den Erstkommuniontagen von Gertrud, mir und Edith nichts Besonderes ein. Natürlich waren wir gut vorbereitet und fromm dabei. Es kamen ein paar Verwandte, aber die Feiern waren sehr bescheiden.

Die Nazis hatten unseren Pastor sehr auf dem Kicker und es bestand zum Schluss die Gefahr, dass man ihn in ein Konzentrationslager stecken wollte. So ist er wenige Wochen vor Kriegsende untergetaucht. Er hatte sich im Kondelwald versteckt und kam erst mit den Amis wieder.

Die Kleidung.

Es gab im Dorf, und auch in unmittelbarer Nachbarschaft, keine Möglichkeit Kleidung zu kaufen. Auch nicht vor dem Krieg! Wir hatten in Alf einige Schneider die Anzüge oder Mäntel schneiderten und ein paar Schneiderinnen, die zum Nähen in die Häuser kamen. Zu uns kam "Franzen Berta" einmal im Jahr für zwei oder drei Tage. Dann wurde aus alten Stoffen Hemden, Hosen, Mädchenkleider, oder was so notwendig war geschneidert, und auf unserer Singer- Nähmaschine genäht. Neben dem Mittagessen bekam sie als Lohn 2 RM.

Es wurde aber auch Vieles gestrickt, wobei das Problem bestand, entsprechende Wolle zu beschaffen. Daher wurden alle alten Wollsachen wieder aufgezogen, also recycelt.

Wie gut diese Wolle war, sei an folgendem Beispiel gezeigt. Ich war in den Krippen mal wieder auf dem Eis eingebrochen und meine von Mama gestrickten Strümpfe waren klatschenass. Ich zog sie aus und schlug sie immer wieder um das Rohr einer Kanone, die die deutschen Soldaten an der Mosel zurück gelassen hatten. Solange das Rohr nass wurde, sagte ich mir, sind die Strümpfe noch nicht trocken und ich musste also noch weiter schlagen. Als das Rohr aber trocken blieb hatten sich die Füße meiner Strümpfe auf einen halben Meter lang gezogen. Andere Strickwaren schrumpften beim Waschen ein!

Als die Alfer Fabrik, die Kordel und stabile Fäden herstellte, wegen der Bombardierung stillgelegt wurde, drangen alle dort ein, um sich ein paar Rollen von diesen Fäden zu ergattern. Mama strickte mir einen Pullover davon. Der war hell und sah prima aus. Als er aber das erste Mal gewaschen wurde, schrumpfte er um ein Drittel ein. Mama und Gertrud halfen mir fast eine halbe Stunde lang vor einer Sonntagsmesse um ihn mir zentimeterweise über den Kopf zu ziehen. Von der Körpertemperatur passte er sich dann wieder einigermaßen an. Wegen dieser Prozedur hatte ich aber nur ganz wenig Freude daran.

Von meinem Vetter Willi, von der Alfer Fabrik, bekam ich eine abgetragene Manchester Jacke. Die war mir viel zu groß, doch hielt sie wenigstens warm. Gegen Ende des Krieges häuften sich plötzlich jede Menge ausrangierter französischer Uniformen in der alten Schule. Dort klaute ich einen khakifarbenen Soldatenmantel. Mama nähte mir eine Pumhose daraus Die wurde an Stelle eines Gürtels oben mit einer Kordel zugebunden, und ebenfalls unten mit Kordel verschlossen. Diese Hose, mit ihren voluminösen Beinen, sollte sich später hervorragend eignen, um von den Amis die Konservendosen und die Kerzen mitgehen zu lassen. (Siehe auch Andeutung im Abschnitt Krieg) Manchmal transportierte ich auch versteckt Fallobst darin nach Hause.

Gertrud bekam abgetragene Kleider von unserer Cousine Mietzchen, von der Alfer Fabrik, und Edith musste sich mit Gertruds zu kleingewordenen Kleidern zufrieden geben.

Fast alle Jungens trugen inzwischen umgeänderte deutsche oder französische Militärkleidung. Auch abgetragene Soldatenstiefel standen hoch im Kurs. Ich fand leider nur ein Paar der Größe 45, das ich vorne durch Einkeilen von Zeitungspapier auf meine kleinen Füße passend machte. Den verbleibenden Freiraum füllte ich mit alten Lappen aus, die ich mir um die Füße wickelte. So blieben im Winter auch die Füße warm.

Für den Sommer machte ich mir Sandalen aus einem alten Autoreifen. Die Solen wurden mit einem Küchenmesser mehr heraus geknappert als heraus geschnitten. Es war auch schwierig die seitliche Schlitz für die Lederteile ein zu bringen. Diese fertigte ich mir aus einer Militär- Patronentasche, die ich zuerst aufgetrennt, dann eingeweicht und anschließend durch eine Mangel gedreht habe. (Die Mangel stammte übrigens noch aus dem Hotel meiner Großeltern.) Mit langen, durchgehenden Nägeln wurden die Lederteile mit der Sole befestigt. Geschnürt wurden sie mit einem Stück Kordel. Nach einer gewissen Einlaufgewöhnung waren die Dinger toll. Es ließ sich damit so prima auf der Straße Fußball spielen.

Meine ersten richtigen Schuhe erhielt ich nach Beendigung des Krieges über den Schwarzmarkt, der plötzlich in Deutschland aufblühte. Mama ging zunächst nachmittags bei einer Winzerfamilie arbeiten, und bekam jeweils eine Flasche Wein als Lohn. Mit 16 Flaschen Wein fuhr sie dann nach Köln um sie nach einer Übernachtung im Dombunker für 800 RM zu verkaufen. Mit diesem Geld fuhr sie weiter nach Krefeld, um mir dafür ein Paar Schuhe zu ergattern. Nach einer zweiten Übernachtung im Kölner Dombunker kam sie glückstrahlend wieder nach Hause. Einerseits war auch ich sehr glücklich darüber, aber andererseits durfte ich damit keinen Fußball spielen, dafür waren die zu schade.

Unseren drei Schuhmacher im Dorf fehlte das Material für neue Schuhe zu machen, so dass sich ihre Arbeit auf flicken und benageln beschränkte. Ja, richtig, Schuhsohlen wurden benagelt, weil Leder- oder Gummisohlen zu schnell verschlissen.

Die Ernährung.

Während der ersten Kriegsjahre konnten wir die wesentlichen Esswaren wie, Brot, Fleisch, Hülsenfrüchte usw., noch in den Geschäften kaufen, obgleich sie durch Lebensmittelmarken rationalisiert waren. Obst und Gemüse zogen wir in unseren Gärten selbst. Kartoffel lieferten Bauern aus der Eifel ins Haus. Knapp wurde das alles erst gegen Ende des Krieges, und es sollte auch noch die ersten Jahre danach so andauern. Wir waren zwar nie ganz ohne etwas zu essen, aber wir wurden auch oft nicht satt. Besonders fehlte uns ausreichend Brot. Oft war Mama gezwungen, uns Kindern am Morgen nur je drei Schnitten Brot zu geben, mit der Auflage sie sinnvoll über den Tag zu verteilen. Wir waren doch gerade im Wachsen und hätten auch 10 oder 12 Scheiben gepackt! Als Brotaufstrich konnten wir Margarine kaufen und darauf gab es selbstgemachtes Gelee oder

Apfelkompott oder Pflaumenkompott, je nach Jahreszeit. Seltsamerweise hatten wir kein Nachschubproblem mit Zucker. Ich weiß nicht woher, aber Mama hatte einen Zentnersack voll Zucker versteckt auf dem Speicherzimmer. Wurst oder Käse waren selten auf dem Tisch. Gelegentlich war in den Geschäften auch ein Kunsthonig als Brotaufstrich zu finden. In Ermangelung von Brot aßen wir oft dreimal Kartoffel am Tag. Man hatte aber nicht immer Fett oder Öl, um die Kartoffel zu braten. Mama briet sie daher manchmal mit etwas Kaffee, damit sie zumindest braun aussahen. Von anderen wussten wir, dass sie die heiße Pfanne mit einer Kerze vorher einrieben.

Ein Festtag folgte jedoch immer, wenn wir mal wieder eins meiner Karnickel geschlachtet haben, auch wenn wir um das Tier trauerten.

Was den Brotmangel anbetrifft, erinnere ich mich daran, als wir eines Abends erfuhren, dass man am nächsten Tag in Bullay ein Brot ohne Lebensmittelmarke kriegen könnte. So machte ich mich, ich war 10 J, mit meiner Tante Sanni in aller Herrgottsfrühe auf den Weg nach Bullay. Es war noch stockdunkel als wir über die völlig zerstörte Moselbrücke kletterten. Wir rutschten auf dem ersten in der Mosel liegenden Teil auf den Schienen bis auf die Wassertiefe herunter, kletterten über eine Leiter mit zig Stufen hoch um von dort in gleicher Weise die nächsten zwei im Wasser liegenden Brückenteile zu überqueren. Um Punkt sieben bekamen wir unser Brot und kehrten auf gleichem halsbrecherischem Weg wieder heim. Es war ein Weißbrot!

Wir spielten einmal Fußball in Pünderich gegen Pünderich. Fuhrmanns Paul aus der Bäckerei Fuhrmann hatte zuhause ein ganzes Brot stibitzt, das er an alle verteilen wolle, wenn wir gewinnen. Der Fußmarsch über die Marienburg und mit der Fähre über die Mosel war in dem heißen Sommer anstrengend, und das Spiel nicht minder. Wir strengten uns an, denn wir hatten alle Durst und Hunger, aber leider verloren wir das Spiel. Paul hatte Erbarmen, und so wurde das Brot doch an die Mannschaft „Rot-Weiß Alf“ verteilt. Für jeden eine große Scheibe trockenes Brot!

Papa schickte uns eines Tages eine ganze Kiste voller Cornedbeef Konserven, die er aus einem bombardierten Zug hat mit gehen lassen. Das reichte lange.

Ich glaube, es war erst nach dem Krieg als das mit der Hamstererei anfang. Papas Kleider und Schuhe wurden, bis auf eine Garnitur, verhamstert. Von den Bauern in der Eifel ließen wir uns Brot, Mehl, Eier, Speck oder was sie sonst noch anboten, dafür geben. Auch nicht unbedingt nötige Bettwäsche oder

Tischdecken gingen diesen Weg. Wenn ich mit Mama, meist in aller Frühe, zu Fuß oder streckenweise mit der Bahn in die Eifel oder ins Münster Maifeld auf Hamsterfahrt zogen, bettelten wir zunächst mal bei dem ersten Bauer um ein Butterbrot. Einmal lud uns ein Bauer ein, mit ihm und seine Familie gemeinsam zu frühstücken. Mitten auf dem Tisch stand eine riesige Pfanne mit herrlich fetten Bratkartoffeln, aus der wir alle mit der Gabel aßen. Vermutlich hab ich ein bisschen gierig zugegriffen, denn eins der Mädchen sagte plötzlich: Motter, dä Jung frisst uns alles weg.

Für die Hamsterfahrten hatte ich mir aus einem alten Kinderwagen und einer Holzkiste ein zweiräderiges Wägelchen gebaut. Damit war es etwas leichter schwerere Sachen über lange Wege zu transportieren, als sie mit dem Rucksack zu schleppen.

Gertrud ging eine Zeit lang als Babysitter in die Metzgerei Junk. Als Dankeschön bekam sie immer ein großes doppeltes Wurstbrot, das sie meist mit mir und Edith teilte.

Später, als ich im letzten Schuljahr war, und auch noch in der Zeit als ich noch nach einer Lehrstelle suchte, arbeitete ich in der Gärtnerei und bekam dafür mittags um 4 Uhr ein Marmeladenbrot und eine Tasse Kaffee .

Manchmal brachte ich auch ein oder zwei Fische mit nach Hause, die ich im Alfbach mit der Hand unter einem Stein oder einer Weide gefangen hatte. So brachte ich auch mal drei große Makrelen mit. Allerdings mit blauen Fingern, wie ich sie im Abschnitt Schule (Lehrer Soika) angedeutet habe. Es muss im April gewesen sein, als die Makrelen wie fast jedes Jahr im Alfbach laichten. Wir erfuhren davon in der Schule und rannten zu fünft in der großen Pause eiligst an den Bach, wo sich jeder mit der Hand zwei oder drei Fische herausnahm. Doch leider kamen wir zu spät in die Schule zurück. Soika drosch uns mit einem Stock die Finger blau, die wir dann während der nächsten Stunden unter der Bank an unsern kalten Fischen kühlten. Diesmal gaben wir ihm aber nichts ab!

Im Spätsommer und im Herbst wurden Äpfel ein guter Ersatz für das fehlende Brot. Äpfel lagen zu Genüge unter den vielen Bäumen oder kamen sogar den Alfbach herunter getrieben, die von den dicht am Bachufer stehenden Bäumen abfielen. Wir Kinder, manchmal waren wir zu 20 oder 30, bauten uns am Alfbach vorbei unzählige Feuerstellen auf denen wir uns Kartoffel,

Apfelkompott, Pflaumenkompott, manchmal auch einen gefangenen Fisch kochten. Dann waren wir am Abend nicht mehr so hungrig.

Eine der Sommerferien verbrachte Gertrud (14 oder 15 alt) mit einer Freundin zusammen in einer Bauernfamilie in Beuern in der Eifel. Die beiden Mädchen führten dort den Haushalt, während die Bauersleute auf dem Feld arbeiteten. Sie hatten für ein paar Wochen satt zu essen!

Als Papa im März 1947 aus der Gefangenschaft kam, waren wir gerne bereit unser spärliches 4 Personen Essen unter 5 Personen auf zu teilen. Aber Papa entwickelte lauter neue Ideen an zusätzliches Essen heranzukommen, so dass es uns in Wirklichkeit eher besser ging.

Zunächst hielt er Ausschau nach einer Ziege die uns mit Milch versorgen sollte. Leider war nirgendwo eine Milchziege zu bekommen, so dass wir mit einem kleinen Zickelchen Vorlieb nehmen mussten, das frühesten in einigen Monaten die erste Milch liefern konnte. Schnell wurde hinter unserm Haus ein Stall gebaut und täglich führte ich es auf die Weide. Florchen wuchs prächtig heran. Doch als es an der Zeit war, dass sich endlich sein Euter entwickeln sollte, mussten wir feststellen, dass es ein Zwitter war. Das war wohl auch für den Tierarzt etwas Ungewöhnliches. So sehr Florchen uns ans Herz gewachsen war, wir mussten es schlachten. Das Fleisch schmeckte uns trotz allem ganz vorzüglich.

Dann bot sich plötzlich die Gelegenheit in Briedel an der Mosel eine große Ziege zu kaufen. Sie hieß Liesel. Mama und ich holten sie dort ab und brachten sie mit der Moseltalbahn auf einem offenen Wagon nach Hause. Das arme Tier war bei dem Transport so aufgeregt, dass es auf der ganzen Fahrt ununterbrochen pinkelte. Ab jetzt gab es aber täglich Ziegenmilch und in der Osterzeit warf sie uns das erste Zickelchen. Sie steigerte ihre Milchlieferung auf 4 Liter pro Tag. Damit konnte Mama natürlich viel Neues anfangen und wir tranken auch viel davon. Liesel wurde erst Ende 1949, als es uns schon etwas besser ging, geschlachtet und zusammen mit einem halben Schwein überwiegend zu Wurst verarbeitet. Was wir nicht direkt essen konnten, wurde in Gläser eingeweckt.

Während der Florchenzeit hatte Papa in der Eifel für ein paar Flaschen Wein ein schon etwas heran gewachsenes Ferkel erhamstert. Als er in der Nacht mit dem lebenden Tier im Rucksack auf seinem Fahrrad durch Bad Bertrich fuhr, quiekte es laut und unaufhörlich, dass Papa panische Angst hatte von der dortigen

Gendarmerie erwischt zu werden. Und dazu pinkelte das Schwein, so dass Papa die Brühe den Rücken herunter lief. Das Ferkel wurde ganz zu Sülze verarbeitet. Nachdem wir diese aufgegessen hatten, konnten wir aber auch tatsächlich keine Sülze mehr sehen.

Papa, und Onkel Jakob der auch in unserm Haus wohnte, bastelten sich 10 Meter lange Angelschnüre die im Abstand von je einem Meter einen Angelhaken bekamen. Diese legten sie abends im Dunkeln, mit geronnenem Blut (aus der Metzgerei), oder sogar mit Kirschen gespickt, in der Mosel aus. Wenn sie dann am nächsten Morgen in der Dämmerung die Schnüre wieder herauszogen, wurde ihre Mühe meist mit ein paar schönen Fischen oder Aalen belohnt. So hatten wir wieder was zusätzlich zu essen, und vor allem die Aale spendeten sehr viel Fett.

Als in der Nachbarschaft ein Huhn kaputt ging, wurde das in ein altes Ofenrohr gesteckt, das an beiden Enden mit einem Sack verschlossen wurde. Nach einer Nacht, versenkt in unserm Moselhafen, konnten wir drei Aale herausholen, die sich durch die Säcke zu dem Huhn durchgearbeitet hatten.

Eier für Trauben! Kurz vor der Traubenlese klaute Papa in der Nacht eine Tasche voll Trauben und radelte damit nach Hontheim in der Eifel. Dort ließ er die Kinder auf der Straße die Trauben probieren und versprach ihnen für jedes Ei das sie ihm bringen eine schöne große Traube. So kamen wir an 12 oder 15 Eier.

Bei einem anderen Eifelbauer wurden uns Mehl und Speck versprochen, wenn wir ihm Fassreifen für sein neues Vietzfass beschafften. Wir wussten, dass in einem verlassenen Nachbarhaus alte unbenutzte Weinfässer lagerten. Papa klopfte sich ein paar verrostete Reifen davon ab. Mit viel Arbeit haben wir den Rost herunter gearbeitet und die Dinger braun angestrichen. Es war eine ganz schöne Last für Papa diese Eisenreifen mit dem Fahrrad in die Eifel zu transportieren. Aber was haben wir nicht alles für Mehl und Speck getan?

Es war ein Glücksfall, dass die Buchenbäume 2- oder 3-mal viele Buchecker brachten, aus denen man das kostbare Bucheckeröl pressen konnte. Viele Tage zog ich mit Mama und Gertrud in die Buchenwälder, wo wir immer halb Alf antrafen, um Buchecker aufzulesen. Gertrud und ich schafften es auf ca. 8 Pfund am Tag, wogegen Mama es sogar schon mal auf 12 Pfund brachte. Viel effektiver ging das als Papa dazu kam. Mit ihm legten wir Decken und Betttücher unter ausgewählte Bäume und schlugen mit schweren Holzscheiten

gegen die Stämme. Dann rieselte es nur so herunter und wir konnten abends mit einem Zentner Buchecker heim ziehen. Für 11 Pfund Buchecker bekamen wir auf der Beuerner Mühle einen Liter Öl. Mama drehte aber auch Bucheckerkerne durch die Kaffeemühle und kochte das Zeug mit verschiedenen Gewürzen, z.B. Majoran und Thymian, zu einer Wurst, die fast wie Leberwurst schmeckte.

Hier muss ich auch von einem Fall berichten, der mit den heutigen Augen gesehen nicht ganz sauber erscheint, aber unter dem Aspekt der Hungersnot und dem kriegsbedingten Begriff für "mein und dein" zu betrachten ist. Papa fuhr eines Morgens noch in der Dunkelheit mit einer Flasche Wein zu dem Müller in der Beuerner Mühle. Er kannte den meist besoffenen Müller sehr gut und erhoffte sich eine Flasche Öl dafür. In der Mühle war Licht und Papa versteckte sich zunächst abwartend hinter einem Baum. Dann ging die Türe auf, ein Mann sah sich vorsichtig um und trug eiligst einen 20 Liter Benzinkanister hinter eine Hecke, bevor er wieder in der Mühle verschwand. Papa ergriff die einmalige Gelegenheit, schnappte sich den Kanister und strampelte schleunigst damit nach Hause. Es waren 20 Liter Bucheckeröl! In Köln hätte man das „Fringsen“ genannt.

In Gillenbeuern in der Eifel hatte Papa den Tausch von 20 Flaschen Wein für einen Zentner Hafer abgesprochen. Ich zog mit Papa mit unserm Heuwägelchen und 20 Flaschen Wein über Berg und Täler nach Gillenbeuern, das schätzungsweise 15 km oder mehr von Alf entfernt war. Auf dem Friedhof vor dem Ort nahm Papa eine der Flaschen heraus und versteckte sie unter denn Kränzen eines neuen Grabes. Dann übergoss er das Wägelchen geschickt mit Wasser. Bei dem Bauer bedauerten wir glaubhaft, dass uns unterwegs eine Flasche zerbrochen sei. Knurrend bekamen wir dann für 19 Flaschen einen Zentner Hafer. Die 20. Flasche tranken wir auf dem Heimweg, der uns nach unserer langen Tageswanderung wieder glücklich heimführte.

Hafer konnten wir einer Mühle im Zeller Bachtal zu Haferflocken mahlen lassen, wobei man sich, je nach dem gewünschten Reinheitsgrad, zu 30 oder 35 Pfund Haferflocken je Zentner Hafer entscheiden konnte. Wir entschieden uns natürlich immer zu 35 Pfund, auch wenn wir dann beim Essen etwas mehr Spreu ausspucken mussten.

Eine dicke Haferflocken- Milchsuppe mit darin gekochten Apfelstücken oder getrockneten Pflaumen waren etwas ganz Tolles und sättigte enorm!

Papa beschaffte sich in Bad Bertrich die Genehmigung 40 junge, schlanke Tannen zu fällen, die wir dann als Bohnenstangen im Garten verwendeten. Im nächsten Jahr ernteten wir jede Menge Bohnen, die in großen Steintöpfen eingelagert wurden, und so im nächsten Winter unsern Mittagstisch bereicherten. Parallel dazu wurde natürlich auch ein Riesen Steintopf mit Sauerkraut angelegt.

Als es so langsam besser wurde, gelang es uns auch öfters an Brot heran zu kommen. Aber der Sammlertrieb blieb noch eine Zeitlang bestehen. Und so sammelten sich auf einmal 23 Brote bei uns an. Damit die nicht verschimmelten, wurden sie in ganz kleine Stücke geschnitten und im Backofen getoastet. Es war ein Riesensack voll und wir durften so viel davon essen wie wir wollten. Papa und ich hatten immer die Hosentaschen voll davon und waren ununterbrochen am Kauen

Kurz vor der Währungsreform lieferten die Amerikaner Maismehl nach Deutschland und wir konnten ohne Lebensmittelmarken Maisbrot kaufen. Das schmeckte zwar nicht besonders, aber es sättigte doch.

Nach der Währungsreform 1949 ging alles aufwärts. Die Geschäfte füllten sich nach und nach wieder mit Lebensmitteln und andere Gebrauchsgegenständen und die Lebensmittelmarken wurden abgeschafft. Wir konnten uns wieder satt essen!

Freizeit und Spiele.

Zunächst wurde die Freizeit, wenn man sie so nennen darf, zur Kinderarbeit genutzt. Wir arbeiteten im Garten, im Weinberg, beim Holzmachen im Wald, praktisch überall dort wo die Männer fehlten die man uns weg genommen und an die Front gesetzt hatte.

Im Sommer und Herbst verbrachten wir auch viel Zeit zum Beeren sammeln, Buchecker sammeln, Obst ernten, sammeln von Himbeer- und Brombeerblättern zur Herstellung von Tee und sammeln von Eicheln um Kaffee daraus zu machen.

Es verblieb aber auch noch etwas Zeit zum Spielen. Nur konnte man keine Spielsachen kaufen, wir mussten uns daher selbst etwas ausdenken.

Beliebt waren die Fangspiele „Zinnegeftjes“, „Treppegeftjes“, „Wonsgeftjes“, „Räuber und Schanditz“, „Wuptisch“ und die Ballspiele „Völkerball“, „Jägerball“, „Fußball“, „Tischtennis“, „Eishockey“ und ähnliche.

Vielleicht muss ich einige dieser Spiele erklären:

Bei den ...geftjes- Spielen ging es darum, dass ein Kind die Aufgabe hatte, eines der rum laufenden Kinder anzuschlagen und damit seine Aufgabe abzutreten. Wer sich aber vor dem Anschlagen auf eine Zinne (Gehweg), - auf eine Treppe,- auf einen Pferde- oder Kuhwagen rettete, war frei.

Wild ging es beim Jägerball zu. Der Jäger rannte um einen Häuserblock herum hinter der Horde her um einen mit seinem Ball zu treffen. Der Getroffene wurde dann zum Jäger.

Bei Räuber und Schanditz spielten 20 oder 30 Jungen und Mädchen mit. Das zog sich manchmal über viele Stunden hin. Die eine Hälfte spielten Schanditz, die andere Hälfte waren die Räuber, die sich in einem vorher abgesteckten Viertel des Dorfes verstecken mussten. Wer von einem Schanditz gefunden, gefangen und angeschlagen wurde schied damit aus. Wenn wir in unserer Gegend spielten, hatte ich immer ein tolles Versteck auf einem Scheunendach in der Fräschpull, wo mich so leicht keiner fand.

Wir spielten auch viel Soldaten, wozu wir uns aus Holz Gewehre bastelten, und uns Bunker in die Erde gruben um uns vor fingierten Fliegerangriffen zu schützen. Aus alten Kinderwagenrädern und Weinkisten bauten wir uns Autos und mit aufmontierten Ofenrohren sogar Kanonen. Die Franzenkompanie schaffte es mit ihrer Kanone Steine über den Alfbach zu schießen. Und die hatten sogar Sanitäterinnen. Ich war in der Drahtenkompanie.

Jeder Junge hatte auch einen abgenutzten Autoreifen, den wir in Kolonnen mit einem Stock neben uns her durch Wald- und Feldwege trieben, oder wir ließen sie nacheinander die Wiesenhänge herunter sausen.

Im Sommer war natürlich der Alfbach ein beliebter Spielort. Die Jungens konnten in der „Murrekoul“ ein paar Meter schwimmen und von einem Brett auch ein Köpper machen. Natürlich mussten wir den Pool immer wieder von Hand ausbaggern und aufstauen. Da es damals noch strickte Geschlechtertrennung gab, badeten die Mädchen einige hundert Meter weiter oben in ihrem Seichpool. Der war aber nur so tief, dass man bestenfalls darin Plantschen konnte.

Viele Stunden beschäftigten wir uns auch mit den Feuerstellen am Bach vorbei, wo wir uns, wie im Abschnitt Ernährung beschrieben, selbst was zu essen kochten.

Nachdem die Amerikaner ihre Behelfsbrücke über die Mosel abgebaut hatten, haben wir ihnen ein Ponton geklaut und das ein paar Tage in den Weiden am Alfbach versteckt. Das Ding war nicht schwer, mit 8 oder 10 Jungen ließ es sich auch tragen. Für den kleinen Bach war es aber zu groß, so konnten wir es nur auf der Mosel einsetzen, oder auch beim Hochwasser im Dorf. Eigentlich hatte Mama mir verboten in die Mosel zu gehen, weil Papas Bruder Emil ja als 12 Jähriger beim Baden in der Mosel ertrunken war. Auf die Dauer musste sie jedoch meinem Drängen nachgeben. Eines Tages hatten die Bullayer uns das Ponton geklaut, wir sahen es unbewacht oben am Wiesenrand unter ihren Pflaumenbäumen stehen. Zu acht sind wir dann hinüber geschwommen, auf dem Bauch die Wiese hoch gerobbt, und haben das Ponton wieder in die Mosel geschleppt, wo wir es, da wir keine Ruder hatten, auf dem Rücken schwimmend nach Alf zogen. Ein paar Bullayer hatten uns gesehen und haben unsere Flucht mit einem Steinhagel begleitet. Zum Glück gab es nur einen Treffer, aber das war ein blutendes Loch im Kopf bei Schneiders Klemens.

Irgendwann lag am Moselufer ein von einem Auto abgesägten Dach. Umgedreht konnte das wie eine Nusschale auf der Mosel treiben und sogar zwei Mann tragen. Lange Zeit hatten wir damit unsere Freude, bis es mal durch eine ungeschickte Gewichtsverlagerung voll Wasser lief und auf Nimmerwiedersehen absoff.

Wir bauten uns auch eine Badeinsel die wir in der Mosel verankerten. Jeder der diese mit benutzen wollte musste mindestens 100 Flaschenkorken dazu liefern, die wir zwischen Brettern verpackt zum Schwimmkörper machten.

Wenn im Winter direkt nach einem Hochwasser starker Frost auftrat und die Krippen, das waren die großen Kümpel zwischen dem Rittweg (Treidelpfad) und der Straße moselabwärts, zufroren, hatten wir dort herrliche Eisflächen zum Schlittern und Schlittschuhlaufen. (Dort war das auch mit den nassen Strümpfen die ich auf dem Kanonenrohr auf einen halben Meter Fußlänge geschlagen hatte.) Mama war immer froh, wenn wir auf den Krippen unsern Eisspaß hatten, weil da unter dem Eis kein fließendes Wasser war, im Gegensatz zu dem Eis auf der Mosel oder auf dem Alfbach, wo wir aber auch gerne waren.

Ich bin oft eingebrochen und kam meistens mit nassen Strümpfen davon. Und die konnte ich mir in der Treibhausheizung beim Gärtner Mentges trocknen, ohne dass Mama davon etwas mitbekam.

Bin aber auch mal über dem Abflussgraben unseres Krankenhauses eingesackt und lag in der stinkenden Kloake.

Bei einem Eishockeyspiel auf dem zugefrorenen Alfbach sauste unser Milchdöschen auf eine große offene Stelle im Eis zu und Schülers Jürgen und ich ehrgeizig hinterher, bis wir beide nebst unserm Milchdöschen im Bach lagen.

Aber einmal war es doch sehr kritisch. Nach einem Hochwasser hatte sich ein riesiger Nussbaum samt Wurzeln unter einem Bogen der Bachbrücke festgekeilt. Dann kam Frost und der Bach frohr zu. Wir waren zu viert und kletterten zwischen den Zweigen herum, während unter dem Eis der Alfbach rauschte. Plötzlich krachten wir ein. Zwei kamen mit nassen Füßen davon, ich stand bis zum Bauch im Wasser mich an einem Ast festhaltend und Kurt Müller war unter dem Eis verschwunden. Ohne Kurt und ohne zurück zu blicken liefen wir drei fort und waren überzeugt, dass der ertrunken sei. Ich wusste was mir zu Hause bevorstand, denn Mama hatte mir verboten dort aufs Eis zu gehen, und ich wollte mich bei unsern Mietern unten verstecken. Aber wie es der Teufel wollte, stand Mama zufällig mit einer Holzlatte in deren Wohnung. Die Holzlatte brach in Stücke, als sie mir damit den Hintern versohlte. Am andern Tag kam der Ertrunkene doch wieder in die Schule. Er war unter dem Eis durchgespült worden und aus dem Loch das ich hinterlassen hatte wieder herausgekrochen. Wir waren etwa 7 Jahre alt und hatten uns seltsamerweise nicht getraut den Kurt als vermisst zu melden.

Ich glaubte fest an einen Schutzengel.

Das Hochwasser.

Das Hochwasser, das in jedem Jahr einmal, manchmal sogar mehrmals kam, wurde von den Erwachsenen gehasst. Für uns Kinder wurde es aber herbeigesehnt wie das Weihnachtsfest. Meist hatten wir dann schulfrei.

Natürlich halfen wir alle bei den Nachbarn mit, Keller und Wohnungen zu räumen, sobald vermutet wurde, dass das Wasser die entsprechende Höhe erreichen würde,

Wenn sich die ersten Keller füllten und das Wasser durch die Gullys auf die Straße drückte begann der Trubel vor unserer Haustüre, denn unser Haus stand an der tiefsten Stelle. Unsere Keller und die große Garage waren immer schnell geräumt, weil außer ein paar Kohlen, sofern wir überhaupt welche kaufen konnten, nur das Heuwägelchen und eventuell Fahrräder dort ihren Platz hatten. Die Kohlen ließen wir im Wasser, das schadete denen nicht. Ach ja, auch die dicken Bretter mit denen Papas Autoreparaturgrube abgedeckt war mussten hoch getragen werden. Wenn dann zu Anfang das dreckige Wasser nur ein paar Zentimeter in der Garage stand, war das Grubenloch nicht mehr zu erkennen. Und das hatte zur Folge, dass immer wieder einige Neugierige da hineinstürzten wenn sie vorwitzig durch unsere Garage wateten. Das war für die anderen ein Riesenspaß, wenn sie nass wie eine Katze herauskamen.

Die Erwachsenen besaßen meistens noch ein Paar Stiefel aus der Vorkriegszeit aber für Kinder gab es sowas nicht. Wir machten uns aus Konservendosen Stelzen, mit denen wir wenigsten im niedrigen Wasser herum stolzieren konnten. Einige wenige, die sich ein paar Groschen erspart hatten, ließen sich vom Schreiner aus Bohnenstangen und Brettern höhere Stelzen machen. Damit konnte man bis zu einem halben Meter hoch durch das Wasser gehen. Aber wehe, wenn man dabei in einen Gully trat, dann lag man in der dreckigen Brühe.

Wenn die Stelzen nicht mehr reichten kamen die Nachen an die Reihe mit denen wir Kinder so lange fahren wie das Wasser ruhig in den Straßen stand. (Wohl denen die einen Nachen hatten, wir zählten nicht zu den Glücklichen)

Erst wenn der Wasserstand hoch wurde und die Alf wie ein großer Bach von oben her dadurch rauschte, mussten wir die Nachen den Erwachsenen überlassen. Die hielten ja auch das Leben im Dorf aufrecht. So fuhr in dem einen Nachen der Bäcker mit einem Korb voll Brot und Brötchen und in einem anderen Nachen der Metzger mit Fleisch und Wurst durch die Straßen und füllten die Körbe die die Frauen an einem Strick aus dem Fenster herunter gelassen haben. In den Körben hatten die Frauen auf einem Zettel geschrieben was sie haben wollten, und das Geld bei gelegt. (Natürlich war das Angebot der Bäcker und Metzger in den schlechten Zeiten entsprechend gering). Nach dem Krieg hat die Feuerwehr, insbesondere bei sehr hohem Wasserstand, mit einem großen Kahn den Versorgungsdienst übernommen.

Unser Haus hatte außen die zwei Treppen mit jeweils 12 Stufen zu der Hochparterre. Das war sehr praktisch zum Einsteigen in die Nachen und wir

Kinder standen fast den ganzen Tag dort um das Treiben auf dem Wasser zu verfolgen oder unsere selbstgebauten Schiffchen schwimmen zu lassen. Man beneidete uns darum, und nicht nur die anderen Kinder sondern auch Erwachsenen, die nur über aufgestellte Leitern aus ihren Fenstern in einen Nachen gelangen konnten.

An jedem Morgen war unser erster Blick aus dem Fenster auf die Treppe, wo wir die freien Stufen zählten. Daraus erkannten wir dann ob das Wasser gestiegen oder gefallen war.

Von Zeit zu Zeit fuhr aber auch der Gemeinde-Ausscheller durch die Straße um die Nachrichten über den Wasserstand in Trier zu verlesen. 10 bis 12 Stunden später traten dann die Trierer Verhältnisse auch bei uns ein.

Das höchste Hochwasser das ich miterlebte war über den Jahreswechsel 1947 / 1948. Die Brühe stand 1,45 Meter hoch in der Parterrewohnung. Die Kuhns, die unten wohnten, hatten ein Großteil ihrer Möbel zu uns auf die erste Etage geschleppt und den Rest auf Tischen hoch gestellt. Dieser Rest lag nachher als Trümmerhaufen aufgeweicht und nicht mehr brauchbar am Boden. Jetzt muss man sich vorstellen, wie wir mit 16 Personen auf einer Etage leben mussten. (5 Boemers, 2 Pelzers, 3 Mais, 6 Kuhns,) Und dennoch haben wir alle zusammen in unserer Küche ganz toll Sylvester gefeiert. Zu Essen gab es nicht viel, ich erinnere mich nur noch an Pfannenkuchen. Aber der Wein, wir Kinder durften auch ein bisschen mittrinken, brachte uns so in Stimmung, dass wir alle singend auf den Stühlen tanzten. Wir hatten sogar unsern gelähmten Onkel Eduard auf einen Stuhl gehoben. Am andern Morgen entdeckten wir hinter unserm Haus im Gestrüpp einen 2 Meter langen Flugzeug- Benzintank, den man doch zu einem schmalen Boot umbauen könnte und damit sogar unten in der Wohnung fahren könnte. Artur Kuhn bot sich an, diesen Tank an Land zu ziehen. Wir ließen ihn an einem Seil bis auf das Dach des Hühnerstalls vom Nachbarn runter, von wo er sich riskant bis an den Tank heran robbte. Als er sich stolz auf den Tank setzte, soff dieser ab und Artur musste an unsere Hauswand zurück schwimmen, wo wir ihn mit dem Seil wieder hochzogen. Zunächst waren wir alle sehr aufgeregt, aber als er dann in seinem Trainingsanzug nass wie eine Katze vor uns stand, kriegten wir uns vor Lachen nicht mehr ein. Dieses Hochwasser brachte im ganzen Dorf große Schäden.

Wenn das Hochwasser wieder weg gezogen war, mussten wir Kinder uns am Säubern der Straßen und Keller beteiligen. Aus unserer Garage waren

immer viele Schubkarren voll Schlamm weg zu schaffen. Und manchmal blieben auch noch Fische in dem Schlamm zurück. Fische blieben auch noch viele in den Krippen zurück. Die wurden mit Netzen total leer gefischt.

Mit dem Militär gab es wenig Hochwasserkontakt. Es kam schon mal vor dass welche mit ihren LKWs durch die Straße rauschten solange das Wasser noch nicht bis zu den Motoren stand. Auch mit der Besatzung gab es nichts Besonderes.

Nachwort.

Als ich das Vorwort schrieb, wusste ich noch nicht was mir alles zu diesem Thema in Erinnerung kommt. Ich hatte auch ein bisschen Angst, dass viele negative Erinnerungen mich sehr traurig stimmten. Aber ganz im Gegenteil!

Klar, dass wir so viele Jahre auf unsern Papa verzichten mussten, war wie ein Grauschleier der ununterbrochen vor unsern Augen hing. Aber wir hatten eine tolle fürsorgliche Mama.

Ich stelle im Nachhinein fest, dass wir Kinder gar nicht so traurig waren, da wir aus allem das Beste herausgeholt haben. Die Freude über das Wenige was wir hatten überwog bei weitem die Traurigkeit über das Viele was wir nicht hatten.

So muss ich heute, wenn ich das Thema Papa ausblende, sagen: ich hatte eine schöne Jugend in Alf, an der wunderbaren Mosel!



Es stellt sich vielleicht die Frage, wie sich Papa als Soldat verhalten hat. Papa war ja nie direkt an der Front und, soweit ich mich aus Gesprächen erinnern kann, hatte er nie von der Schusswaffe Gebrauch machen müssen. Sicher konnte er sich nicht seinen Verpflichtungen als Soldat, als Besatzer, entziehen, weil die strenge Kontrolle und Bestrafung der Wehrmacht im Falle einer Missachtung den Tod durch Erschießen bedeutet hätte. Ich bin aber ganz sicher, dass er, wo immer es möglich war, sich als ein lieber und rücksichtvoller Mensch verhalten hat.

Und noch eines: Die Gräueltaten der Nazis, und der zu verachtenden Militäractionen sind im Dorf nicht oder nur verdeckt bekannt geworden. Sofern die Erwachsenen etwas darüber wussten, haben sie sich auch nicht getraut mit den Kindern darüber zu sprechen. Was die Juden anbetrifft, so nahmen wir nur zur Kenntnis, dass die wenigen Alfer Juden in ein Arbeitslager geschickt wurden und man nie mehr etwas von ihnen hörte. Ich erinnere mich aber nur an Papas Schulfreund, „dä Jude-Alfred.“



Papa und Opa

Emil

Köln 2012